1.20 DM/Band 83

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Fr 1,50



Als die Knochenreiter kamen

Professor Zamorra Nr. 83

von A.F. Morland

erschienen am 23.08.1977

Titelbild von Vicente

Als die Knochenreiter kamen

Es war eine helle, trügerisch friedliche Nacht. Hoch über den Gipfeln des persischen Elbursgebirges hockte die riesige buttergelbe Scheibe des Vollmondes. Von der Kaspischen See her wehte ein sanfter, kühler Hauch, der das Gras in der Niederung sacht erzittern ließ.

Es war die unheimliche Ruhe vor dem unheilvollen Sturm, der Punkt Mitternacht losbrechen und Grauen, Schrecken und Entsetzen bringen sollte.

Eine Minute vor Mitternacht. Sechzig Sekunden noch gläserner Friede.

Und dann…

In der Ferne ein dumpfes Grollen. Rasch anschwellend und bedrohlich. Hufgetrappel ließ die Erde erbeben. Eine mächtige Staubwolke wälzte sich über die Steppe. Geduckt wie ein riesiges Raubtier, das zum tödlichen Sprung ansetzt. Der von Hunderten von Hufen hochgewirbelte Staub verfinsterte den Mond. Wüstes Kampfgeschrei ließ das Blut in den Adern gefrieren.

Da kamen sie!

Die Knochenmänner des Khan…

Bill Fleming, der junge Historiker aus New York, saß auf seinem Feldbett. Das Zelt, das er sich mit Andy Avalone aus Boston teilte, war klein. Man fühlte sich darin etwas beengt, doch das machte den Männern nicht allzuviel aus. Sie befanden sich ohnedies die meiste Zeit draußen im Freien, um den trockenen Boden der Steppe aufzuwühlen und nach alten Kulturgütern aus längst vergangenen Tagen zu suchen.

Andy saß gleichfalls auf Flemings flachem Bett. Es war kurz vor Mitternacht. Die zischende Gasleuchte sandte ein grelles Licht aus.

Sowohl Fleming als auch Avalone hielten ein Glas in der Hand. Beide Gläser waren leer. Bill wies auf die Scotch-Flasche und fragte:

»Noch einen?«

»Nur, wenn du einen mitschluckst. Sonst heißt es nachher, der Avalone kann sich nicht beherrschen«, sagte Andy grinsend, Er war ein hochgewachsener schlanker Bursche mit wasserhellen Augen und schwarzem Haar.

Insgesamt nahmen vier Männer an dieser Ausgrabung teil. Außer Bill und Andy noch Raymond Callery aus New Jersey und Noel Jess aus Washington D. C. Sie schliefen im Zelt nebenan, und das war im Augenblick wörtlich zu nehmen. Sie schliefen wirklich schon seit einer Stunde. Callery schnarchte so laut, als wolle er darin einen Weltrekord aufstellen.

Während Fleming beide Gläser zum letztenmal füllte, sagte Avalone schmunzelnd: »Nun hör dir mal den Säger an. Noel muß über einen gesegneten Schlaf verfügen, wenn er davon nicht wach wird.«

Fleming hob die Schultern. »Noel ist rechtschaffen müde. Er schwingt die Spitzhacke am eifrigsten von uns allen.«

»Er ist auch der kräftigste von uns allen.«

Die Freunde tranken. Sie konnten mit dem bisherigen Ergebnis der Ausgrabungen zufrieden sein. Callery hatte mehrere Topfscherben gefunden, die die Annahme bestätigten, daß Persien bereits vor sechstausend Jahren besiedelt gewesen war. Auch Jess entdeckte Spuren von indogermanischen Einwanderern, die auf das zweite Jahrtausend vor Christus zurückgingen.

»Wann schlagen wir das dritte Zelt auf?« fragte Andy Avalone, während er sein Glas hochhielt und durch den Scotch den Glühstrumpf der Gaslampe betrachtete.

»Morgen«, meinte Bill.

Avalone grinste. »Sag mal, hat dieser Professor Zamorra eigentlich was mit seiner hübschen Sekretärin?«

»Wieso fragst du mich das?«

»Immerhin bist du der beste Freund der beiden. Außerdem kam der Vorschlag von dir, die beiden in *einem* Zelt unterzubringen.«

Bill nickte ärgerlich. »Woraus du natürlich schon wieder schmutzige

Schlüsse ziehen mußt.«

»Man wird sich doch noch was denken dürfen, oder?«

»Schon gut. Trink aus. Es wird langsam Zeit, daß auch wir uns aufs Ohr legen.«

Andy krauste die Nase. »Ich kann ohnedies schlecht schlafen.«

»Deshalb muß ich dir immer bis spät in die Nacht hinein Gesellschaft leisten, wie?«

»Wenn du's nicht gern tust…«

»Quatsch. Aber Mitternacht sollte reichen.«

»Okay, okay«, brummte Avalone. Er schaute auf seinen Chronometer und feixte. »Es fehlen aber noch fünf Minuten bis zum Limit. Zeit für eine Zigarette…«

»Die rauchst du aber draußen, verstanden?«

»Natürlich«, sagte Avalone friedfertig. Er erhob sich, leerte sein Glas, stellte es auf die kleine Kiste, die für die beiden Männer als Nachttisch diente. »Kommst du noch auf einen Sprung mit nach draußen?«

Bill seufzte. »Na schön. Wenn du so großen Wert darauf legst.«

Vor dem Zelt breitete Avalone die Arme aus. Er atmete die Luft ein und blies seinen Brustkorb auf. »Das ist das Herrliche an unserem Beruf. Eine Arbeit weitab vom Gestank der Zivilisation, wo Hast und Hektik nur noch kleine Wörter sind, vor denen sich keiner zu fürchten braucht.«

Andy brannte sich ein Stäbchen an und blies den Rauch in Richtung Mond. »Sieh dich um, Bill. Ist dieses Land nicht wunderschön? Fast könnte man meinen, es gebe all die schrecklichen Dinge nicht, die die Wissenschaftler geschaffen haben. Dort drüben liegt Rußland… Neulich habe ich gelesen, daß die Russen bereits im Besitz einer Superbombe sind. Ein Knopfdruck würde genügen, und dieses stille Paradies hier würde in Trümmer gehen. Die ganze Welt würde von dieser Explosion in Stücke gerissen. Stell dir das mal vor, Bill.«

Fleming nickte schweigend. Andy hatte recht. Die Menschheit krabbelte immer näher an das Pulverfaß heran. Irgendwann würde ein Verrückter aufstehen und die Lunte anstecken. Dann war der große Knall nicht mehr aufzuhalten. Und was würde danach kommen?

»Erzähl mir von Zamorra«, verlangte Avalone, während er den Zigarettenrauch bis in die Lungenspitzen hinab sinken ließ.

Bill zuckte mit den Achseln. Er schob die Hände in die Hosentaschen. »Da gibt es nicht viel zu erzählen. Er ist ein außergewöhnlicher Mann. In jeder Beziehung. Er ist überaus mutig, furchtlos, zuverlässig. Und er ist einer der besten Parapsychologen, die es gibt. Das sage ich nicht bloß, weil ich sein Freund bin. Es ist die Meinung seiner Kollegen.«

»Warum nennt man ihn den Meister des Übersinnlichen. Ehrlich gesagt, ich finde diese Bezeichnung etwas hochgestochen.«

»Du wirst deine Meinung ändern, wenn du Zamorra kennengelernt

hast. Er vermag Dinge zu tun, die vor ihm kaum ein Mensch zustande gebracht hat.«

»Mit diesem… diesem Amulett, nicht wahr?«

»Ja. Es ist ein Erbstück. Sein Vorfahre Leonardo de Montagne hat es ihm hinterlassen. Geheimnisvolle Kräfte wohnen in diesem silbernen Talisman. Zamorra hat damit bereits ein ganzes Heer von Geistern und Dämonen vernichtet.«

Avalone hob eine Braue. »Ist das wirklich wahr?«

»Ich habe solche Kämpfe selbst miterlebt«, sagte Bill ernst. »Deshalb habe ich ihm das Telegramm ja geschickt…«

Im Verlaufe der Ausgrabungen hatte das Wissenschaftlerteam die Gestalt eines steinernen Dämons aus der Erde gebuddelt. Die Figur, halb Stier, halb Tiger, stammte nach Flemings Ansicht aus der Zeit, als Dejokes das medische Reich gegründet hatte – also um siebenhundert vor Christus. Zamorra sollte die steinerne Figur an Ort und Stelle gründlich testen, bevor man sie ins Museum brachte.

Bill war vorsichtig geworden.

Er konnte sich noch zu gut an eine Ausgrabung in Ägypten erinnern. Sie hatten damals die noch relativ gut erhaltene Totenmaske eines ägyptischen Hohepriesters gefunden. Das wertvolle Stück wurde im Museum von Kairo ausgestellt, und es kam bald darauf zu einer Reihe von mysteriösen Mordfällen. Es dauerte viele Wochen, bis man dahinterkam, daß die Totenmaske ein gefährliches Eigenleben führte und jedermann nach Belieben in ihren dämonischen Bann zu schlagen vermochte. Zamorra mußte zu Hilfe gerufen werden. Er trieb die bösen Kräfte aus der Maske, und von diesem Zeitpunkt an konnte man sich die Totenmaske stundenlang ansehen, ohne irgendeiner Gefahr ausgesetzt zu sein.

So etwas wollte Bill Fleming nicht noch einmal riskieren. Deshalb hatte er das Telegramm an Zamorra geschickt – und es war umgehend die Antwort eingetroffen: KOMME GERN STOP BRINGE NICOLE MIT STOP ERWARTE MICH MITTWOCH STOP ZAMORRA Andy machte noch einen Zug von seiner Zigarette, dann schnippte er sie fort. Die Glut purzelte durch die Dunkelheit und schlug auf der trockenen Erde auf.

Funken spritzten auseinander.

Bill schaute auf seine Uhr. »Zwei Minuten vor zwölf.«

»Igitt – bist du ekelhaft genau«, sagte Avalone grinsend. Er drehte den Kopf nach rechts und schaute nachdenklich nach Rußland. »Sag mal, was hältst du eigentlich von diesen Gerüchten, Bill?«

»Davon, daß die Horden des Dschingis Khan aus dem Jenseits zurückgekehrt sein sollen?«

»Ja.«

Bill schaute auf seine Schuhspitze. »Tja, was soll man dazu sagen?«

»Vier oder fünf russische Dörfer sollen von diesen grausamen Horden bereits überfallen und dem Erdboden gleichgemacht worden sein.« Avalone tippte sich an die Stirn. »Man muß sich das plastisch vorstellen: Geisterreiter im zwanzigsten Jahrhundert.«

»Diese Dörfer können einer Naturkatastrophe zum Opfer gefallen sein«, sagte Fleming.

»Jedesmal nachts?« fragte Avalone zweifelnd. »Natürlich versuchen die Russen mal wieder, alles totzuschweigen. Man kennt ihre Taktik allmählich. In Moskau verbrennen in einem Superhotel eine Menge Leute, aber man hört keine genauen Zahlen, wie viele Tote es tatsächlich gegeben hat. Und wenn es mal irgendwo ein Erdbeben gibt, dann weiß in der westlichen Welt keiner genau, wie groß das Ausmaß der Katastrophe nun eigentlich gewesen ist. Und mit den jüngsten geheimnisvollen Ereignissen verfahren sie genauso. Kannst du mir erklären, warum die Russen das tun?«

»Vielleicht möchten sie nicht, daß man sich in ihre Angelegenheiten einmischt.«

»Das ist doch Blödsinn. Ich kenne einen Haufen Leute, die gern helfen würden…«

»Man legt keinen Wert auf eine Hilfe von auswärts.«

Avalone nickte aufgeregt. »Siehst du, und genau das kann ich nicht verstehen. Sollten wir nicht alle zuerst Menschen und dann erst Russen, Perser, Amerikaner oder sonstwas sein?«

Bill seufzte. »Ich bin deiner Ansicht, Andy. Bei mir verschießt du dein Pulver umsonst.«

»Du bist also der Auffassung, daß an den Gerüchten, die ich vorhin erwähnte, nichts dran ist. Deiner Meinung nach wurden die russischen Dörfer Opfer von Naturkatastrophen. Vielleicht hast du recht. Vielleicht hat ein Wirbelsturm diese entsetzlichen Verwüstungen angerichtet. Warum versuchen dann aber die Leute das Chaos Dschingis Khan und seinem Mongolenheer in die Schuhe zu schieben, kannst du mir dafür eine Erklärung geben?«

»Die Horden des Khan waren damals ebenso schlimm wie eine Naturkatastrophe«, sagte Bill ernst.

»Weißt du, was ich festgestellt habe, Bill?«

»Was?«

Avalone kniff die Augen zusammen. »Daß sich dieser… dieser *Wirbelsturm* genau auf die russischpersische Grenze zubewegt. Die nächste Verwüstung könnte bereits auf persischem Boden stattfinden.«

Bill rümpfte unwillig die Nase und winkte gähnend ab. »Das ist doch bloß eine haltlose Theorie, Andy.«

Avalone massierte seinen Nacken. »Bist du sicher, Bill? Bist du wirklich sicher, daß das nur eine haltlose Theorie ist?«

»Ich finde, wir sollten jetzt endlich schlafen gehen, Andy. Wenn du

willst, können wir morgen über dieses Thema weiterdiskutieren.«

»Na schön«, knurrte Avalone, während er einen Blick auf seine Uhr warf. »Genau Mitternacht. Deine Pünktlichkeit geht mir beinahe auf den Wecker.«

Die Männer wandten sich um.

Plötzlich erbebte der Boden unter ihren Füßen, als würde eine riesige Büffelherde durch die Steppe und genau auf sie zu jagen. Andy Avalone zuckte heftig zusammen. Seine Augen wurden unruhig, er starrte Fleming verdattert an, die Luft blieb ihm weg.

»Bill!« krächzte er erschrocken. »Bill, was ist das?«

Fleming hob mit gespannter Miene den Kopf. »Da!« rief er heiser, als er die hochquellende Staubwolke entdeckte. Sie verdunkelte den Mond und raste donnernd heran.

»Mein Gott, was ist das?« rief Avalone bestürzt aus. »So etwas habe ich noch nicht erlebt!«

Die Freunde hörten das Schnauben von Pferden und ein Geschrei, das von rauhen Männerkehlen ausgestoßen wurde.

»Gütiger Himmel, das *ist* die Naturkatastrophe!« schrie Avalone entsetzt. »Es sind die Knochenmänner des Khan! Die Gerüchte stimmen! O Jesus, die Gerüchte sind wahr!«

***

Das kleine Dorf nahe der russischen Grenze wurde brutal aus seinem friedlichen Schlaf gerissen. Das Zittern der Erde ließ Männer, Frauen und Kinder schreiend hochfahren.

Man dachte an ein Beben. Alles stürmte verstört aus den armseligen Hütten. Diejenigen, die kräftig genug waren, stützten oder trugen Greise aus den Häusern.

Furchtsam drängten sich die entsetzten Menschen aneinander. Mit schockgeweiteten Augen warteten sie alle auf das Krachen und Bersten, das das Einstürzen der Häuser begleiten würde.

Als sie dann aber das Kreischen und Heulen der heranjagenden Mongolen vernahmen, wußten sie, daß das kein Erdbeben war. Die graue Staubwolke wälzte sich über das Dorf. Bogensehnen surrten.

Brandpfeile bohrten sich in die Strohdächer. Säbel blitzten. Mongolen tauchten auf. Sie saßen auf hohen Rössern, trugen goldene und silberne Gewänder und in ihren knöchernen Gesichtern wehten wilde schwarze Bärte. Ihre Lanzen durchbohrten jeden, den sie erreichten.

Kreischend vor Entsetzen stoben die verzweifelten Menschen auseinander. Brüllende Mongolen jagten hinter den Fliehenden her. Die berittenen Teufel machten alles nieder.

Grausam und gnadenlos waren sie. In einem wahren Blutrausch hieben sie mit ihren langen geraden Säbeln um sich. Eine erschreckende eiskalte Mordlust glitzerte in ihren Augen, die

schräggestellt und geschlitzt waren.

Genauso, wie sie einst gewütet hatten, wüteten sie nun wieder.

Damals, im Jahre 1206 eroberten sie Peking, 1219 Korea und Turkestan, sie vernichteten die islamische Hochkultur von Samarkand, drangen raubend, mordend und plündernd bis zum Indus vor, stießen durch die Süd-Ukraine hindurch, besiegten 1223 die Russen und begründeten nach diesen blutigen Feldzügen ein Weltreich, das vom Stillen Ozean bis zum Schwarzen Meer reichte…

Und nun war die Goldene Horde – wie sie dereinst furchtsam genannt wurde – wiedergekommen, um ihr grausames Werk noch einmal zu verrichten.

Ihre Wut zertrümmerte die armseligen Hütten. Ihre Flammen vernichteten die wenigen Habseligkeiten der Perser. Und ihre Waffen töteten Männer, Frauen, Kinder und Greise…

***

Der Lärm weckte Callery und Jess. Sie rasten aus ihrem Zelt, als würden sie auf Kanonenkugeln sitzen. Mit schreckgeweiteten Augen starrten sie Bill und Andy an.

»Liebe Güte, was ist denn das für ein Krach mitten in der Nacht?« stöhnte Callery. Er war blond und blauäugig. Seine Hände waren feinnervig wie die eines Uhrmachers. Wenn die Ausgrabungen in ein heikles Stadium traten, wurde immer Raymond Callery bemüht, denn mit seinem Feingefühl konnte keiner der anderen Wissenschaftler konkurrieren.

Bill Fleming wies überwältigt auf das nahe gelegene Dorf, das soeben in Rauch und Flammen aufging.

»Mensch, seh’ ich richtig? Dort tobt ein Krieg!« rief Noel Jess verdattert aus.

»Dschingis Khan!« sagte Bill Fleming mit spröden Stimmbändern.

Callery wandte sich an Avalone. Er wies mit dem Daumen auf Fleming und fragte verwirrt: »Sag mal, Andy, hat Bill sie plötzlich nicht mehr alle?«

Avalone strich sich nervös das Haar aus der Stirn. »Bill ist nicht verrückt, Raymond. Es stimmt. Was da gerade passiert ist ein mongolischer Überfall auf ein persisches Dorf.«

Callery wischte sich die feuchten Handflächen an seinem dunkelblauen Trainingsanzug trocken. »Nun mach aber mal halblang!« schrie er zornig. »Denkst du, ich laß mich von euch für blöd verkaufen?«

»Wir müssen den Persern zu Hilfe eilen!« rief Fleming gehetzt. Er rannte in sein Zelt und kam mit zwei Pistolen zurück. Die eine reichte er Avalone, die andere schob er hastig in seinen Hosenbund.

Dann rannte er zum Landrover, der hinter den Zelten stand. Noel Jess

bewaffnete sich ebenfalls. Jess war ein schwerer Bursche mit den blutunterlaufenen Augen eines Fleischerhundes. Er hatte breite Schultern, schmale Hüften, ein nichtssagendes Gesicht und Fäuste, die wie Schmiedehämmer aussahen.

Der Motor des Landrovers brummte los.

Avalone, Callery und Jess sprangen zu Bill in den Wagen. Fleming knipste die Scheinwerfer an, und dann ging es im Höllentempo in Richtung Dorf davon.

Je näher sie den brennenden Häusern kamen, desto deutlicher vernahmen sie die Kampfschreie der Mongolen, das Gebrüll der Schwerverletzten und Sterbenden.

Die Männer wurden im Landrover kräftig hin und her geworfen.

Bill ließ das Fahrzeug über die zahlreichen Buckel schießen. Verbissen krampfte er seine Hände um das Lenkrad. Er wich keinem Stein und keinem Schlagloch aus. Schnurgerade raste er auf das überfallene Dorf zu.

Sie sahen die grausamen Reiter. Manche von ihnen trugen mächtige Zobelmützen. Andere trugen eiserne Helme, die ihre Köpfe wie Drachenschädel aussehen ließen. Ihre furchterregenden Gesichter waren mumifiziert. Die Flammen der brennenden Häuser ließen gespenstische Schatten über ihre Fratzen tanzen.

Als Bill Fleming und seine Kollegen aus dem Landrover sprangen, jagte die wilde Horde des Khan auf der anderen Seite zum Dorf hinaus. Wutentbrannt riß Bill die Waffe aus seinem Gürtel. Mit wilden Sprüngen hetzte er durch die beißenden Rauchschwaden. Der süßliche Geruch von Blut stieg ihm in die Nase. Bill fing an, blindwütig hinter den grausamen Mördern herzuschießen.

Auch Avalones Pistole fing an zu bellen, doch die Kugeln von dieser Welt vermochten dem Heer aus dem Jenseits nichts anzuhaben.

Donnernd entfernte sich die tödliche Reiterschar.

Bald war sie nicht mehr zu hören. Die Staubwolke löste sich in der Ferne auf. Der Spuk war vorbei, als hätte es ihn niemals gegeben.

Im Dorf war kaum ein Stein auf dem anderen geblieben. Und was die Knochenmänner des Khan zurückgelassen hatten, waren Grauen, Chaos und Tod…

***

Professor Zamorra und Nicole Duval hatten den Direktflug Paris – Teheran gebucht. Von Teheran ging es mit einer kleineren Kursmaschine nach Gorgan weiter, wo Bill Fleming sie mit dem Landrover erwartete. Der schlanke Professor mit dem ernsten Gesicht bemerkte sofort, daß etwas nicht stimmte. Bill war gerade dabei, Nicoles Gepäck im Wagen zu verstauen.

Zamorra legte dem Freund die Hand auf den Arm. Bill richtete sich

auf. Er blinzelte, weil ihn die Sonne blendete. »Hör mal, Bill, du gefällst mir ganz und gar nicht«, sagte der Parapsychologe eindringlich. »Du machst ein Gesicht, als hätten dir die Hühner das Brot weggefressen.«

Nicole trat zu ihnen und nickte zustimmend. »Das fiel mir auch schon auf. Was ist passiert, Bill? Hat euer Dämon etwa ein Lebenszeichen gegeben?«

Bill musterte Nicole gedankenverloren. Sie trug das blonde Haar hochgesteckt und hatte ein khakifarbenes Reisekostüm an. Aus den kurzen Ärmeln ragten sonnengebräunte Arme. Dieselbe Bräune fand sich auch in Nicoles offenherzigem Ausschnitt, und Bill wußte, daß dieses bezaubernde Mädchen am ganzen Körper so hübsch goldbraun war, denn Nicole Duval liebte es, sich vollkommen nackt in die Sonne zu legen.

»Unser Dämon ist nach wie vor so reglos, wie man es von einem Stein erwarten darf«, sagte Bill, während seine Augen zu Zamorra weiterwanderten.

»Was ist dann an diesem Gesichtsausdruck schuld?« wollte der Parapsychologe wissen.

Fleming lehnte sich an den Landrover, zündete sich ein Zigarillo an und ließ den Rauch durch die Nasenlöcher sickern. Alle, die mit Nicole und Zamorra in Gorgan angekommen waren, waren nicht mehr zu sehen. Auf dem Parkplatz vor dem Flughafengebäude stand nur noch Flemings Wagen.

»Ihr werdet mich für verrückt halten, wenn ich euch erzähle, was gestern nacht passiert ist«, sagte der Amerikaner heiser.

»Ein bißchen verrückt sind wir doch alle«, meinte Nicole. »Nicht wahr, Chef?«

»Du sagst es«, nickte Zamorra. Und ungeduldig fügte er hinzu:

»Nun laß doch endlich die Katze aus dem Sack, Bill. Wie lange sollen wir denn noch warten?«

»Etwa dreißig Kilometer von hier – ungefähr da, wo wir uns mit unseren Werkzeugen in den historischen Boden buddelten – hat Dschingis Khan ein kleines persisches Dorf dem Erdboden gleichgemacht.«

»Hör' ich richtig, sagtest du *Dschingis Khan*?« fragte Nicole Duval verblüfft.

Bill nickte mit ingrimmigem Blick. »Von dem spreche ich. Von Temudschin, genannt Dschingis Khan, der um 1155 bis 1227 lebte und sich nach furchtbar blutigen Stammesfehden 1206 zum Groß-Khan aller Mongolen machte. Er ist mit seinen Horden zurückgekehrt.«

Bill erzählte von den schrecklichen Verwüstungen auf russischem Boden, die nur gerüchteweise über die Grenze gekommen waren.

»Es war immer von den Knochenmännern des Khan die Rede, die

diese Dörfer zerstört hatten, und es gab Gegenstimmen, die von irgendwelchen bedauerlichen Naturkatastrophen sprachen, die die russischen Dörfer heimgesucht hätten. Seit der vergangenen Nacht ist es für mich jedoch gewiß, daß man das Chaos keinesfalls der Natur anhängen darf. In der vergangenen Nacht wurden meine Kollegen und ich Augenzeugen einer solchen schrecklichen Verwüstung.«

Bill warf sein Zigarillo auf den Boden und trat darauf.

Er seufzte, als würde eine zentnerschwere Last auf seiner Brust liegen.

»Ich sage euch, etwas Grauenvolleres habe ich in meinem Leben noch nicht erlebt.«

Betretenes Schweigen.

Nicole Duval sah Zamorra an. Der Parapsychologe dachte mit schmalen Augen nach. Sie kannte diesen Gesichtsausdruck. Und sie begann in diesem Moment die Zukunft zu fürchten, denn Professor Zamorra würde nicht ruhen, ehe er den Horden des Khan das teuflische Handwerk gelegt hatte. Nicole hatte sich an Jagden auf Geister und Dämonen gewöhnt. Ein Leben an Zamorras Seite hieß – ein Leben in permanenter Gefahr verbringen.

Doch diesmal schien es schlimmer als all die anderen Male zu kommen, denn diesmal hatte es Zamorra nicht bloß mit einem Wesen aus der dämonischen Unterwelt, sondern gleich mit einer ganzen Horde zu tun.

Der Professor heftete seinen entschlossenen Blick auf Bill. »Kann man das Dorf besichtigen?«

Fleming schüttelte den Kopf. »Das Militär hat das zerstörte Dorf zum Sperrgebiet erklärt. Wir mußten unsere Zelte abbrechen und weiter nördlich aufstellen. Wir sind jetzt da, wo wir als nächstes graben wollten.«

»Gibt es offizielle Meldungen über die… Katastrophe?« wollte Nicole wissen.

»Man schweigt die Sache genauso tot, wie es drüben die Russen tun«, antwortete Bill. »Vermutlich will man verhindern, daß es unter der Bevölkerung zur Panik kommt. Vielleicht sucht man auch noch nach einer plausiblen Erklärung für das, was geschehen ist. Hinter der Armeewand wird eifrig gearbeitet. Spezialisten von allen Wissensgebieten und Fakultäten wurden für die Ermittlungen herangezogen. Man arbeitet wie im Fieber, denn man weiß, daß man die Sache nicht allzu lange geheimhalten kann. Bis dahin muß den Verantwortlichen etwas Glaubhaftes eingefallen sein…«

»Warum versucht man's nicht mit der Wahrheit?« fragte Zamorras Assistentin.

Bill schaute sie mit großen Augen an. »Denkst du, man legt Wert darauf, von der ganzen Welt ausgelacht zu werden? Wer würde denn

das Märchen von Dschingis Khan glauben?«

»Aber es ist doch kein Märchen.«

»Für die da draußen in der weiten Welt *ist* es ein Märchen, Nicole.« Bill machte eine Handbewegung, als wollte er eine Fliege von seiner schlanken Nase verscheuchen. »Kommt, steigt ein. Wir wollen zu Avalone, Callery und Jess fahren.«

***

Geblüht hatte Persien, wie eine sorgsam gehegte Rose, ehe der eisige Mongolensturm über das für die Kunst so fruchtbare Land hinwegbrauste.

Unter den Seldschuken, die bis ans Mittelmeer vordrangen, blieb die Leitung der Staatsgeschäfte und der Verwaltung in persischen Händen. Einer der berühmtesten Großwesire dieser Zeit war der Nizam al-Mulk, dessen Staatshandbuch zu den wichtigsten Denkmälern des frühen persischen Schrifttums gehört. Zu jener Zeit braute sich im Norden das Unheil zusammen, und bald tauchte das grausame Heer der Mongolen am Horizont auf. Die Seldschukenherrschaft, unter der die persische Kultur so großartig gediehen war, und das Abbasiden-Kalifat fanden durch den Einfall der schrecklichen Mongolen in Persien und der darauf folgenden Eroberung Bagdads ein schlimmes Ende.

Unermeßliche Kunstschätze gingen durch den von beispiellosen Grausamkeiten begleiteten Mongolensturm verloren.

Damals hatte man das Jahr 1220 geschrieben.

Die Gegenwart war 1977.

Kein Mensch konnte verstehen, warum gerade jetzt die Horden des Dschingis Khan auf die Welt zurückkehrten…

***

Geier kreisten am kobaltblauen Himmel.

Links und rechts ragten die schroffen Felswände des Elbursgebirges hoch. Die unwegsame Straße war ausgewaschen und mit tiefen Schlaglöchern übersät. Die vom Straßenstaub aufsteigende Hitze brachte die Luft zum Flimmern. Und mitten in dieser wabernden Hitze – mitten in dieser rauhen, feindseligen Wildnis – stand ein Jeep, in dem zwei Männer saßen.

Sie waren auf der Flucht. Der eine Kerl hieß Tabe Hamad. Der andere Tehar Parandeh. Beide waren von einem persischen Gericht zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Hamad, weil er gestohlen hatte. Parandeh, weil er einen Polizeibeamten halb tot geprügelt hatte.

Beiden war die Flucht geglückt, als man sie vom Gerichtssaal zum Zuchthaus fahren wollte. Sie hatten einen Mann vom Wachpersonal in die Hände bekommen, hatten ihm seinen Revolver abgenommen und seine Kollegen damit in Schach gehalten. Die Wächter hatten sich mit

dem Gesicht nach unten auf den Boden legen müssen.

»Keiner bewegt sich!« hatte Hamad geknurrt. »Ihr bleibt hier fünfzehn Minuten liegen!«

»Was machen wir mit ihm?« hatte Parandeh gefragt und auf den Wächter gewiesen, den sie sich geschnappt hatten.

»Der kommt mit uns. Als Geisel!«

Der Mann hatte die Gefangenen verzweifelt angestarrt. Seine Hände schwebten in Kopfhöhe. Er zitterte. Schweiß rann ihm über das Gesicht. »Ich flehe euch an…«

»Still!« fauchte Hamad.

»Macht euch nicht unglücklich!« stöhnte der Wächter.

»Laß das mal unsere Sorge sein!« gab Hamad schroff zurück. Er richtete den Revolver auf die Geisel. »Du kommst mit uns. Vorwärts.«

Sie rannten los. Das Winkelwerk von engen, menschenleeren Straßen nahm sie auf und verschluckte sie. Das restliche Wachpersonal schien sich an ihre Weisungen zu halten. Niemand folgte ihnen.

Man wollte das Leben der Geisel nicht in Gefahr bringen. Hamad blickte andauernd zurück. Seine Wangen zuckten nervös. Er war jetzt entschlossen, sich nicht noch einmal einfangen zu lassen. Er kostete das herrliche Gefühl der Freiheit und wollte mehr davon haben. Eher wollte er sich in Stücke schießen lassen, als noch einmal in eine Gefängniszelle zu gehen. Und natürlich wollte er bei der Gelegenheit so viele Leute wie möglich mit nach drüben nehmen. Vor allem die Geisel, das war klar.

Der Wächter schnaufte. Er hatte es mit dem Herzen, konnte nicht so schnell laufen. Hamad rammte ihm die Waffe in den Rücken und fauchte: »Weiter! Weiter, Mann! Oder willst du, daß ich dir ein paar Löcher in deine schwammige Figur stanze?«

»Ich kann nicht so schnell!« ächzte der Wächter mit gerötetem Gesicht.

»Du mußt. Im Krieg fragt dich auch keiner, ob du noch kannst. Da muß man einfach können! Weiter!«

Sie gelangten in eine Sackgasse.

»Eine Mauer!« stieß Parandeh erschrocken hervor.

»Na und?« zischte Hamad. »Sie reicht nicht bis in den Himmel. Da kommen wir doch drüber!«

Zuerst kletterte Tehar Parandeh über die Ziegelmauer. Er stieß einen kurzen Pfiff aus, als er auf der anderen Seite gelandet war und festgestellt hatte, daß die Luft rein war.

Hamad wies mit der Waffe auf den Wächter. »Jetzt du!« Seine Augen waren schmal. »Und mach ja keine Dummheiten, Junge. Du kannst dir hoffentlich denken, in was für einer Verfassung ich bin. Wenn du etwas tust, das mich reizt, geht der Schuß fast von allein los.«

Der Wächter quälte sich schwerfällig über das Hindernis. Drüben

zerrte ihn Parandeh herunter. Nun war Hamad an der Reihe. Er schaute sich kurz um. Hinter ihm war noch alles in Ordnung. Alles war friedlich. Hamads Gesicht verzerrte sich zu einem boshaften Grinsen. Was für eine herrliche Macht man doch hat, wenn man einen Revolver besitzt.

Er turnte gelenkig hoch, erreichte die Mauerkrone. Parandeh und der Wärter beobachteten ihn. Mit einem Panthersprung stieß er sich kraftvoll ab. Er landete auf einem wackeligen Stein, der sofort umkippte, und das wurde ihm zum Verhängnis. Hamad stieß einen heiseren Schmerzensschrei aus. Parandeh konnte hören, wie das Bein des Komplicen brach. Mit gefletschten Zähnen kämpfte sich Hamad hoch. Er fluchte. Er humpelte. Wenn er das rechte Bein belastete, schoß ihm ein höllischer Schmerz zuerst bis in die Hüfte hinauf und dann weiter bis unter die Schädelrinde.

»Verdammt, was machen wir nun?« keuchte Parandeh besorgt.

»Weiter!« sagte Hamad. »Nicht stehenbleiben! Weiter!«

»Mit deinem gebrochenen Bein?«

»Wir werden einen Wagen organisieren!«

Parandeh stützte ihn. Hamad hüpfte mit zusammengepreßten Kiefern den schmalen Durchlaß entlang. Verflucht nochmal, warum waren sie so sehr vom Pech verfolgt?

»Warum gebt ihr nicht auf?« fragte der Wächter eindringlich. »Es hat doch keinen Zweck mehr. Ihr kommt nicht weit.«

»Das denkst du dir so!« knurrte Hamad. Jetzt, wo sein Bein gebrochen war, war er doppelt gefährlich. Mit zornsprühenden Augen richtete er den Revolver auf den Uniformierten. »Hast du Lust, ein paar Kugeln zu schlucken?«

Der Mann schüttelte erschrocken den Kopf. »Nein. Nein!«

»Dann rede nie wieder vom Aufgeben!« bellte Hamad.

Drei Straßen weiter entdeckte Parandeh einen Jeep.

»Den nehmen wir!« entschied Hamad. Auf dem Rücksitz lag eine Feldflasche. Sie war vollgefüllt mit Wasser. Es gab Werkzeug: einen Spaten, eine Spitzhacke, zwei Handlampen…

»Der Himmel ist uns gnädig«, grinste Hamad. Aber diese Heiterkeit erreichte nicht seine Augen. Sein Blick wanderte zum Wächter.

»Jetzt brauchen wir dich nicht mehr.«

Der Mann wurde aschfahl.

»Tabe, was hast du mit ihm vor?« fragte Parandeh beunruhigt.

»Mach einen Vorschlag«, sagte Hamad mit einem eiskalten Grinsen.

»Laß ihn laufen.«

»Natürlich. Du schon wieder mit deinem goldenen Herzen.«

»Mensch, Tabe, mach keinen Unsinn. Hast du etwa vor, den Mann umzulegen?«

»Ich beschwöre Sie!« stöhnte der Wächter. »Ich habe eine Frau und

zwei Kinder.«
»Nur zwei Kinder?« fragte Hamad spöttisch. »Nimm dir ein Beispiel an unserem Schah. Der hat doppelt so viele Rangen.«
»Laß ihn laufen, Tabe!« sagte Parandeh nervös.
»Das können wir uns nicht leisten.«
»Bei einem Mord mache ich nicht mit, Tabe!« blaffte Parandeh zornig.
»Legst du denn keinen Wert auf deine Freiheit?«
»Ich liebe meine Freiheit. Aber ich will sie nicht um jeden Preis haben!« gab Tehar Parandeh entschieden zurück.
Hamads Lippen wurden dünn wie ein Bleistiftstrich.
Parandeh wies auf Hamads gebrochenes Bein. »Du brauchst jetzt meine Hilfe, Tabe. Wenn du diesen Mann tötest, komme ich nicht mit dir, dann bist du aufgeschmissen, ist dir das klar?«
»Dreh dich um!« befahl Hamad mit heiserer Stimme dem schwammigen Wächter. Der Mann suchte die Augen von Parandeh. Bei Allah, verhindere das Schlimmste! schienen seine Augen zu rufen.
Er wandte sich mechanisch um.
Hamad holte mit der Waffe blitzschnell aus und schlug zu. Der Wächter ächzte, kippte nach vorn und sackte zu Boden.
»Hilf mir in den Jeep!« verlangte Hamad von seinem Komplizen.
Parandeh kniete neben dem Wächter nieder, zog ein Lid des Mannes hoch, fühlte seinen Puls.
»Was ist?« fauchte Hamad ungeduldig. »Warum untersuchst du ihn?«
»Ich will wissen, ob er noch lebt.«
»Natürlich lebt er noch. Ich habe ihn nicht erschlagen.«
Parandeh fühlte das Ticken des Pulses und richtete sich langsam auf. Ja, der Mann lebte noch. Er würde in wenigen Minuten mit Kopfschmerzen wieder zu sich kommen. Bis dahin mußten sie die Stadt verlassen haben.
Mit beiden Händen stützte er den Freund. Hamad hatte furchtbare Schmerzen. Er wollte sich vor Parandeh keine Blöße geben, versuchte den Schmerz zu verbeißen, doch als er mit dem gebrochenen Bein gegen das Wagenblech stieß, entfuhr ihm ein gepreßter Schrei, den er nicht unterdrücken konnte.
Parandeh schloß die Zündung kurz.
Der Jeepmotor knurrte los.
»Mach schnell!« ächzte Hamad, während er versuchte, sein Bein in eine Lage zu bringen, in der die Schmerzen wenigstens einigermaßen zu ertragen waren.
»Wohin?« fragte Parandeh, während er den Jeep anfahren ließ. Sie hatten noch keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wohin ihre Flucht gehen sollte. Das Geschenk der Freiheit war ihnen so unverhofft in den Schoß gefallen, daß sie von den Ereignissen einfach

überrollt worden waren.
»Egal!« keuchte Hamad. »Nur mal fort von hier und raus aus der Stadt. Halte einfach auf das Gebirge zu.«
Und Hamad hatte diesen Rat befolgt.
Irgendwann war Hamad plötzlich ein Name eingefallen: »Chana!« rief er erfreut aus.
»Was ist?« fragte Parandeh verwirrt. Der Jeep hatte die ersten Steigungen genommen. Sie hatten inzwischen die Ausläufer des Elbursgebirges erreicht. Die Straße war schlecht. Der Wagen tanzte auf den vielen Buckeln, und Hamad brüllte immer wieder vor Schmerz laut auf.
»Verdammt noch mal, fahr doch vorsichtiger! Mein Bein…!«
»Wenn dir meine Fahrweise nicht zusagt, kannst ja du dich ans Steuer setzen!« fauchte Parandeh ärgerlich.
Und nun hatte Hamad plötzlich diesen Namen herausgeplärrt, mit dem Parandeh nichts anzufangen wußte. Chana. Was sollte das sein? Der Name eines Dorfes? Ein Fluß? Ein Landstrich?
Hamad lieferte die Erklärung: »Erinnerst du dich noch an das, was ich dir in der Zelle erzählt habe, Tehar?«
»Du hast mir so vieles erzählt.«
»Ich sprach auch von meinen Jahren in Teheran.«
»Ja.«
Hamad wischte sich den Schweiß, der sich mit dem Staub der unbefestigten Straße vermengt hatte, ab. Er war ein häßlicher Mann.
Seine Augen standen weit auseinander. Die Nase war viel zu groß.
Der Mund hatte eine harte, grausam gekrümmte Form.
»Ich hatte in Teheran einen Freund. Und dieser Freund hatte eine Schwester. Du erinnerst dich?«
»Ja. Jetzt dämmert es.«
»Ich habe sie ein bißchen… verwöhnt«, sagte Hamad selbstgefällig. »Sie hatte es verdammt gern.« Hamad lachte, und für einen Moment vergaß er die schlimmen Schmerzen. »Ganz verrückt war sie nach dem, was ich ihr gab. Sie betete mich deswegen abgöttisch an.«
Parandeh dachte: Aufschneider. Du siehst aus wie ein Kinderschreck und gibst an, als wärest du der tollste Weiberheld von ganz Persien. Wohin du kommst, fallen die Mädchen reihenweise in Ohnmacht. Daß ich nicht lache. Hier kann doch wohl nur der Wunsch der Vater des Gedankens sein.
»Der Name, dieses Mädchens«, sagte Hamad, »war Chana.«
»Und wieso fällt er dir gerade jetzt ein?« wollte Parandeh wissen.
»Weil sie irgendwo dort oben zu Hause ist.« Hamad wies auf die hohen Gipfel des Elbursgebirges.
»Ich dachte, sie wäre in Teheran.«
»Sie *war* in Teheran. Aber sie konnte die Großstadt nicht verkraften.

Deshalb kehrte sie in ihr kleines Dorf zurück. Zu ihr fahren wir. Chana wird uns in ihrem Haus verstecken. Wir können bei ihr wohnen bleiben, solange wir wollen. Chana wird nicht das geringste dagegen haben. Im Gegenteil.« Hamad lachte dreckig. »Sie wird froh sein, daß ich mich mal wieder um ihr heißes Seelchen kümmere.«

Eingebildeter Idiot! dachte Parandeh. Er sagte: »Was ist, wenn sie inzwischen geheiratet hat?«

Hamad verzog verächtlich das Gesicht. »Ich bitte dich, was kann es in dieser Wildnis schon für Männer geben.«

Die desolate Straße wand sich in Serpentinen den Berg hinauf.

Plötzlich ruckte der Motor. Er hustete. Der Jeep machte zwei, drei Bocksprünge. Dann blieb er stehen.

Hamad riß die Augen auf.

»Kein Benzin mehr!« sagte Parandeh.

»Verdammt, das darf doch nicht wahr sein!« schrie Hamad wütend. Er hieb mit der Faust auf das Wagenblech.

Parandeh stieg aus. »Ich seh mal nach, ob was im Reservekanister ist.« Er ging nach hinten, löste die Metallklammern vom am Wagendeck befestigten Kanister und rief: »Schwein muß der Mensch haben.«

Hamad wandte sich mit einem schnellen Ruck um. »Ist Treibstoff da?«

»Bestimmt genug, um zweimal über das Gebirge zu kommen«, lachte Parandeh.

»Das nennt man Glück.«

Parandeh füllte den Treibstoff in den Tank. »Heiß!« stöhnte Hamad. Die Sonne stand wie ein glühender Ball über ihnen und versuchte ihre Haut zu versengen. »Wirf doch mal die Feldflasche vor.«

»Mit dem Wasser sollten wir sparsam umgehen«, sagte Parandeh.

»Wer weiß, wann wir die Flasche wieder füllen können.«

»Ich will ja bloß einen kleinen Schluck machen. Nur damit ich dieses lästige trockene Gefühl im Mund los werde.«

Parandeh brachte dem Freund die Flasche. Hamad trank so lange, bis ihm der Komplize die Flasche zornig von den Lippen riß. »Sieht so ein kleiner Schluck aus?« zischte er zornig.

Hamad grinste. »Nun hab dich doch nicht so. In ein paar Stunden sind wir bei Chana. Sie wird uns wie Könige bewirten, und wir werden zu trinken haben, soviel wir wollen. Und nicht bloß Wasser… sondern Wein!«

Sie setzten die Fahrt fort. Die Straße wurde schmaler. Der Jeep quälte sich über harten Fels und durch tiefe Löcher. Hamad machte Fürchterliches mit. Sein Bein schwoll wie ein Luftballon an. Das Rumpeln, Schlingern und Hüpfen peinigte ihn entsetzlich. Dürres dorniges Gestrüpp wucherte entlang der Straße. Die schroffen

Felswände strahlten eine enorme Hitze aus. Hamad und Parandeh kamen sich wie in einem Brutkasten vor. Der Schweiß machte ihre Kleider so naß, daß man sie auswringen konnte. Dürre und Trockenheit begleiteten sie auf ihrem Weg in die unwirtliche Trostlosigkeit.

Parandeh fing allmählich an zu zweifeln. Ob dieser miese Weg auch irgendwo hinführte? Oder würde er irgendwann mal einfach aufhören? Im Niemandsland der Wildnis?

Tiefe Schluchten zersägten das Elbursgebirge.

Parandeh fragte seinen Komplicen: »Bist du sicher, daß wir hier richtig sind? Ich habe den Eindruck, dieser Weg führt nirgendwohin.«

»Blödsinn. Wozu glaubst du, wurde dieser Weg angelegt? Bloß dazu, daß er irgendwo dort oben sinnlos endet? Man macht solche Wege nicht zum Spaß.«

Der Jeep wühlte sich mit jaulenden Pneus in den teilweise lockeren Boden. Wie Geschosse flogen Steine hinten weg. Das dumpfe Dröhnen des Motors ließ die Felswände vibrieren.

Gestein prasselte auf den Weg herab. Parandeh mußte den Felsbrocken manchmal ausweichen, weil es unmöglich gewesen wäre, über sie hinwegzufahren.

Plötzlich brüllte Hamad: »Vorsicht!«

Er wies auf den Felshang, von dem sich mehrere Gesteinsbrocken gelöst hatten. Sie donnerten knirschend über die schräge Wand, rissen andere Steine mit sich… Ein lebensgefährlicher Steinschlag war es. Was da im Höllentempo herunterkam, hätte gereicht, um Hamad und Parandeh zu erschlagen und unter sich mitsamt dem Jeep zu begraben.

Parandeh stemmte den Fuß sofort auf die Bremse. Der Wagen blieb stehen. Krachend landeten die Felsen auf dem Weg, versperrten trotzig die Weiterfahrt.

»Was nun?« fragte Parandeh verwirrt.

»Was nun fragt er!« schrie Hamad zornig. »Na, was schon? Sieh zu, daß du die Straße freibekommst.«

»Du machst wohl Witze!«

»Ganz und gar nicht.«

»Ich kann doch diese schweren Felsbrocken keinen Millimeter zur Seite bewegen. Wie stellst du dir das vor? Bin ich Samson?«

»Dann versuch, an ihnen vorbeizufahren.«

»Das mußt du mir erst mal vorhüpfen«, sagte Parandeh grimmig.

»Links geht es mehrere hundert Meter in die Schlucht hinunter. Und rechts ist kaum Platz für ein Maultier.«

Hamad nickte wütend. »Ja, ja. Reden ist natürlich viel leichter und bequemer, als etwas zu tun. Verdammt noch mal, streng dich mal ein bißchen an! Wir müssen hier weiter. Irgendwie schaffen wir das

schon.«
»Wir sollten umkehren«, sagte Parandeh mit gerümpfter Nase.
»Wer weiß, was danach noch für Hindernisse kommen.«
»Umkehren?« brüllte Hamad mit weit aus dem Hals tretenden Adern. »Höre ich richtig? Hast du von umkehren gesprochen?«
»Meinetwegen können wir uns auch hier einen Schlupfwinkel suchen.«
»Was hast du bloß in deinem verfluchten Schädel? Nur Stroh? Willst du hier verhungern und verdursten, he? Wir müssen rauf auf diesen Berg. Dort oben gibt es Hütten. Dort oben gibt es was zu essen und zu trinken. Nun mach schon. Steig aus. Versuche wenigstens ein paar von den Felsen zur Seite zu rollen.«
»Schaff nur an!« maulte Parandeh sauer.
»Verdammt noch mal, ich habe ein gebrochenes Bein. Soll vielleicht ich…?«
»Schon gut. Reg dich nicht auf. Du wirst deine Energien noch anderswo brauchen«, brummte Parandeh und stieg aus dem Jeep. Er stellte sich mitten in den steinernen Trümmerhaufen hinein und stemmte die Fäuste in die Seiten. Einige Felsen reichten ihm bis an die Brust. Sie zur Seite zu bewegen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Lustlos bückte er sich.
Er hob ein paar kleine Steine auf und warf sie in die Schlucht hinunter. Schaudernd hörte er das hallende Klacken, und er dachte, daß den Jeep keiner mehr wiedererkennen würde, wenn er da hinunterstürzte.
»Schneller!« rief Hamad im Wagen.
»Ach, halt's Maul!« erwiderte Parandeh. »Es ist leichter, zu befehlen, als einen Befehl auszuführen, merk dir das.«
Keuchend stemmte sich Parandeh gegen den großen Felsen, der das übelste Hindernis war. Er brachte ihn zum Wackeln, wippte mit ihm, seine Füße rutschten über den steinigen Boden, knallrot war er im Gesicht. Er wußte, daß er diesen Brocken mit dem ersten Ansturm schaffen mußte. Beim zweitenmal würden seine Kräfte dazu nicht mehr ausreichen. Schweiß tropfte auf den grauen Stein. Parandehs Schulter schmerzte. Er stieß, schob und stemmte.
Endlich stieg der Felsen auf seiner breiten Nase auf, rollte sich darüber ab und kam erst einen Meter weiter zum Stillstand.
»Bravo!« rief Hamad. Er applaudierte grinsend.
Parandeh richtete sich schwer atmend auf.
»Geschafft!« rief Hamad. »Jetzt müßten wir eigentlich durchkommen.«
Parandeh lief zum Jeep zurück. Er gab Gas, fuhr an, ließ die rechten Räder des Wagens an der steilen Wand hochklettern. Der Jeep neigte sich mehr und mehr. Gestein schrammte über das Blech. Das war ein

häßliches Geräusch. Die Männer beachteten es nicht. Gespannt und verkrampft saßen sie in dem Fahrzeug.

Hamad klammerte sich am Sitz fest.

Parandeh umkrallte das Lenkrad mit seinen Fingern. Zentimeter um Zentimeter schob sich das Fahrzeug an den großen Gesteinsbrocken vorbei.

»Es gelingt!« schrie Hamad vor Freude.

Der Jeep war im 45-Grad-Winkel aufgestiegen.

»Es gelingt!« rief Hamad noch einmal.

Der Wagen ließ die steinerne Hürde immer weiter hinter sich. Parandeh ließ den Jeep langsam wieder von der rissigen Felswand herunterklettern. Das Fahrzeug sank links vorne etwas zu schnell in eine tiefe Querrinne. Das ganze Gewicht drückte mit voller Gewalt auf die Vorderachse. Diesem mächtigen Druck war das Material nicht gewachsen. Die Achse brach mit einem lauten, trockenen Knall, der sich wie ein Pistolenschuß anhörte.

Hamad wurde nach vorn geschleudert. Es warf ihn auf das gebrochene Bein. Er stieß einen tierhaften Schrei aus, wurde kreidebleich, war für einen Moment nahe daran, die Besinnung zu verlieren.

Parandeh versuchte den Wagen aus der Rinne zu zwingen. Es klappte nicht. Und zurück wollte das Fahrzeug auch nicht mehr. Da stellte er fluchend den Motor ab und knurrte wütend: »Jetzt ist es endgültig aus!«

»Aus?« fragte Hamad mit irrlichterndem Blick, als der Schmerz im Bein etwas abebbte.

»Die Vorderachse ist gebrochen. Wir stecken fest. Wir kommen keinen Millimeter mehr weiter«, sagte Parandeh trocken.

Er hob den Kopf und schaute zum kobaltblauen Himmel. Dort oben kreisten nur die Geier. »Die warten auf uns«, sagte er grimmig.

Resigniert hing er die Arme über die Lenkradspeichen. Sein schmales, feingeschnittenes Gesicht entspannte sich. Die schwarzen, funkelnden Augen verrieten, daß er bereit war, das Handtuch zu werfen.

Über Hamads Gesicht huschte ein nervöses Grinsen. »Ich weiß, was jetzt in deinem Schädel vorgeht, Tehar!« sagte er blechern. Seine Hand bewegte sich langsam auf den Revolvergriff zu, der aus seinem Gürtel ragte.

»Tabe, wir sollten die Lage jetzt mal realistisch betrachten«, sagte Parandeh ernst. »Der Jeep ist im Eimer. Du hast ein gebrochenes Bein. Wir können uns das Dorf, in dem Chana wohnt, aus dem Kopf schlagen.«

»Das werden wir nicht tun.«

»Wir müssen zurück, Tabe!«

»Wir müssen hinauf, sage ich!«

»Das schaffst du nicht. Nicht mit diesem Bein!«

»Ich schaffe es, wenn du mir hilfst, Tehar«, sagte Hamad heiser.

Jetzt lag seine Hand um den Waffengriff. »Wir haben diese Flucht miteinander begonnen, wir werden sie miteinander beenden. Versuche nicht, mich im Stich zu lassen, Tehar. Ein solcher Versuch würde dich das Leben kosten.«

Langsam zog Hamad die Waffe.

Parandeh schaute in die schwarze Mündung. Er zeigte keine Furcht. »Du bist verrückt.«

»Vielleicht bin ich das.«

»Du bedrohst mich, deinen Freund, mit der Waffe?«

»Ich bin nicht mehr ganz sicher, ob du noch mein Freund bist«, sagte Hamad ernst. »Wir sind verschiedener Meinung. Du möchtest umkehren, ich will weitergehen. Ohne den Ballermann kann ich meinen Willen bei dir nicht durchsetzen!«

Parandeh spuckte auf die flimmernde Straße. »Wie stellst du dir das denn in der Praxis vor? Wie willst du mit diesem Bein weitergehen? Soll ich dich etwa auf meinem Rücken tragen?«

Hamad bleckte eiskalt die Zähne. »Genau das wirst du tun, Tehar.«

»Kommt überhaupt nicht in Frage.«

»Dann«, sagte Hamad frostig, »leg' ich dich um!«

***

Sie erreichten das Lager. Bill Fleming fuhr den Landrover bis an die drei Zelte heran. Andy Avalone, Raymond Callery und Noel Jess saßen auf Campingsesseln in der Sonne. Große Hüte mit breiten Krempen spendeten Schatten für ihre Augen.

Zamorra stieg aus und half Nicole Duval aus dem Wagen. Bills Kollegen erhoben sich. Mit verlegenen Mienen kamen sie näher. Fleming machte die Leute bekannt. Avalone scharrte mit dem Fuß über den Boden. Bill sah, daß die Kollegen mit der Ausgrabungsarbeit noch nicht begonnen hatten, wie sie es eigentlich vorgehabt hatten.

»Was ist?« fragte Fleming. »Irgend etwas nicht in Ordnung, Andy?«

Avalone zuckte die Achseln. Er schaute zu den anderen zurück, räusperte sich dann und sagte: »Während du weg warst, haben wir uns ausführlich unterhalten, Bill…«

»Worüber?« fragte Fleming.

»Über das, was in der vergangenen Nacht gelaufen ist.«

»Und?«

Zamorra und Nicole standen neben Bill und hörten sich schweigend an, was Avalone vorzubringen hatte. »Raymond, Noel und ich haben die Lust am Graben verloren, Bill«, sagte Avalone ernst. »Wir sind der Meinung, daß es besser wäre, sich beizeiten aus dieser Gegend abzusetzen. Wir hatten gestern nacht eine Menge Glück, ist dir das

eigentlich schon zu Bewußtsein gekommen? Die Tataren sind über das Dorf hergefallen und haben es dem Erdboden gleichgemacht. Nun stell dir mal vor, was passiert wäre, wenn sie aus einer anderen Richtung gekommen wären. Stell dir vor, unsere winzigen Zelte hätten ihnen genau im Weg gestanden. Wie, glaubst du, hätten wir dann wohl ausgesehen?«

Nun schaltete sich Raymond Callery ein. »Diese Teufel hätten uns genauso niedergemacht wie die Perser, Bill.«

»Daran besteht überhaupt kein Zweifel«, fügte nun auch Noel Jess hinzu. »Ich sage dir, Bill, es wäre unvernünftig, hierzubleiben und das Schicksal auf diese wahnwitzige Weise herauszufordern. Das dürfen wir nicht tun.«

Bill nickte. »Ihr möchtet die Ausgrabungsarbeiten also abbrechen.«

Jess schwieg betreten. Auch Callery schwieg.

»Ja«, sagte Avalone für alle drei.

»Na schön«, meinte Bill. »Ich habe nicht die Absicht, euch in irgendeiner Weise zu beeinflussen. Wenn ihr nicht mehr bleiben wollt, ist's mit den Ausgrabungen eben zu Ende. Was wir getan haben, geschah auf freiwilliger Basis und aus Freude an der wissenschaftlichen Arbeit. Wenn der Aufenthalt hier draußen kein Vergnü- gen mehr für euch ist, ist die Sache eben gestorben.«

»Wir enttäuschen dich, nicht wahr?« fragte Avalone verlegen.

»Weshalb denn? Ich kann verstehen, daß ihr Angst habt«, erwiderte Bill.

»Hast du die Absicht, zu bleiben?« fragte Jess mit belegter Stimme.

Bill nickte stumm.

»Die Mongolen werden wiederkommen!« warnte Callery.

Und Andy Avalone nickte beipflichtend. »Raymond hat recht, Bill. Diese reitenden Bestien werden wiederkommen. Du solltest diese Gegend lieber auch verlassen.«

Fleming sagte nichts. Er hob nur trotzig den Kopf. Da wußten seine Kollegen, daß es nichts gab, das ihn bewegen konnte, von hier wegzugehen.

***

Parandeh schnaufte laut. Sein Körper war schweißnaß, fast glaubte er schon Blut zu schwitzen. Hamad hockte wie ein Parasit auf seinem Buckel und ließ sich von ihm den Berg hinauftragen. Die verdammte Glut der Straße grillte Parandeh. Sein Mund war so trocken, daß die Zunge am Gaumen klebte. Der Weg stieg steil an. Parandehs Herz schien hoch oben im Hals zu schlagen. Er verlangte seinem Körper zuviel ab. Er wußte, daß er den Komplizen nicht mehr weit würde tragen können, dann würde er vor Erschöpfung zusammenbrechen und sich nicht mehr erheben können.

Mühsam hob er die Füße.

An seinen Schuhsohlen schienen dicke Bleiplatten zu hängen.

Matt und schlaff war sein Körper jetzt schon. Er konnte sich die Strecke ausrechnen, die er noch schaffen würde. Hundert Yards vielleicht noch. Höchstens hundertfünfzig. Dann würde er so schwer ausgepumpt sein, daß er nicht einmal mehr auf allen vieren weiterkriechen konnte.

Kreischend folgten ihnen die Geier.

Parandeh verdammte sich selbst. Warum hatte er sich damals bloß an diesen Polizisten vergriffen. Verflucht noch mal, er war so schrecklich jähzornig. Das hatte er nun davon. Wenn er sich besser beherrscht hätte, hätte man ihn nicht vor Gericht gestellt. Und wenn man ihn nicht vor Gericht gestellt hätte, hätte er nicht zu fliehen brauchen… Wenn. Wenn. Wenn. Verdammter Mist.

Langsam fing er Hamad an zu hassen.

Der Kerl hing schwer wie ein Wassersack an ihm. Und er zwang ihn mit der erbeuteten Kanone zu dieser kräfteraubenden Strapaze.

Parandeh stolperte.

Beinahe wäre er hingefallen. Er vermochte die Beine nicht mehr hoch genug über die Steine zu heben.

»Paß doch auf, wo du hintrittst!« knurrte Hamad hinter ihm.

Das ließ Parandeh explodieren. Wütend blieb er stehen. Er wußte nicht, wie weit er Hamad nun schon getragen hatte. Es war jedenfalls genug.

»Warum gehst du nicht weiter?« fragte Hamad.

»Ich kann nicht mehr.«

»Es ist nicht mehr weit.«

»Das sagst du mir schon seit einer Stunde. Aber der Weg nimmt kein Ende.«

»Jetzt kann es nicht mehr weit sein, Tehar!«

»Verflucht noch mal, verstehst du denn nicht? Ich bin am Ende. Ich kann dich nicht mehr weiter tragen. Und ich lasse mich von dir nicht mehr länger hinhalten!« Zornig schleuderte Parandeh den Komplizen von sich. Er warf ihn blitzschnell ab. Hamad knallte auf den harten Boden und stieß ein fürchterliches Geheul aus.

Drei Meter rollte er den Weg hinunter.

»Ich bin kein Muli!« brüllte Parandeh wütend.

Hamad hatte die Feldflasche verloren. Die Pistole hielt er jedoch verkrampft in der Faust. Er wußte, die Waffe durfte er nicht verlieren, denn wenn er sie nicht mehr besaß, würde er keine Gewalt mehr über Parandeh haben. Jetzt verzerrte sich sein Gesicht.

Seine Zähne knirschten so laut, daß Parandeh ein kalter Schauer überlief.

Hamad zielte auf den Kopf des Komplizen. Gekrümmt lag er auf dem

Boden. Mit der Linken versuchte er das gebrochene Bein zu stützen. Parandeh war fast sicher, daß Hamad jetzt abdrücken würde.

Gespannt wartete er auf den Schuß.

Hamad stieß wutentbrannt hervor: »Du weißt gar nicht, wieviel Glück du hast, Tehar! Ich brauche dich. Ich bin auf deine Hilfe angewiesen. Wenn ich dich nicht brauchen würde, hätte ich dich jetzt mit einer schnellen Kugel in die Schlucht hinabbefördert. Komm her!«

Parandeh schüttelte heftig den Kopf. »Ich kann dich nicht mehr tragen, Tabe. Das ist unmöglich. Ich kann mich kaum noch selbst auf den Beinen halten.«

»Komm her!« schrie Hamad zornig.

Parandeh ging zu ihm, blieb vor ihm stehen, schaute auf ihn hinunter und überlegte, ob er es schaffen würde, ihm die Waffe aus der Hand zu treten. Er war zu erschöpft, um dieses Wagnis einzugehen.

Mit zusammengepreßten Kiefern und lodernden Augen starrte er den Komplizen an. »Was nun?« fragte er.

»Hilf mir hoch. Ich werde versuchen, auf einem Bein zu humpeln. Du wirst mich stützen.«

Parandeh zerrte Hamad hoch. Der Revolver wies ununterbrochen auf ihn. Es war nichts drin für ihn.

Hamad stöhnte: »Wir dürfen nicht aufgeben, Tehar. Nicht so kurz vor dem Ziel.«

***

Das Gepäck von Nicole Duval und Zamorra wurde im Zelt verstaut.

Avalone trug sämtliche Fundgegenstände zusammen. Er hatte eine Liste in seiner Hand und hakte alles ab, was er bereits in den Landrover gelegt hatte.

»Fehlt nur noch die Dämonenstatue«, sagte er, als er den vorletzten Haken aufs Papier gesetzt hatte.

Fleming nickte und wandte sich an Zamorra. »Jetzt bist du dran. Tu das, weswegen du nach Persien gekommen bist.«

»Dürfen wir dabei zusehen, Professor?« fragte Noel Jess neugierig.

Zamorra zuckte die Achseln. »Meinetwegen.« Er öffnete sein Hemd. Die Sonne traf den silbernen Talisman voll. Ein Blitzstrahl war der Reflex. So grell, daß Callery die Augen schließen mußte. Zamorra nahm das Amulett, das an einer dickgliedrigen Kette hing, ab.

»Darf ich mal sehen?« fragte Avalone gespannt.

Zamorra zeigte dem Wissenschaftler den silbernen Talisman, in dessen Mitte sich ein Drudenfuß befand, der von Hieroglyphen und den zwölf Tierkreiszeichen eingeschlossen war.

»Ein prachtvolles Schmuckstück«, lobte Andy Avalone anerkennend.

»Es ist weit mehr als ein Schmuckstück«, sagte Zamorra lächelnd.

»Ja, ich weiß«, erwiderte Avalone und nickte.

Bill holte die schwere Steinfigur, die die Größe eines zweijährigen Kindes hatte. Zamorra sagte ihm, wo er sie hinstellen sollte. Er legte dabei Wert darauf, daß die Sonne dem Dämon genau ins Gesicht leuchtete.

Danach beugte sich der Parapsychologe über die Statue.

»Mir kommt es vor, als würde ich beim Entschärfen einer Bombe zusehen«, sagte Avalone.

»Pst«, machte Fleming mit zusammengezogenen Brauen. Eine steile Falte kerbte sich über der Nasenwurzel in seine Stirn. »Der Professor muß sich jetzt konzentrieren.«

Gebannt verfolgten die Männer, was Zamorra machte. Der Parapsychologe murmelte einige Beschwörungsformeln. Er hatte die Augen geschlossen und versuchte eine etwaige Dämonenstrahlung mit seinen Sinnen aufzunehmen. Die rechte Hand des Professors vollführte einige Bewegungen, die das Amulett mitmachte. Zamorra schien etwas in die Luft zu schreiben. Darüber zeichnete er unsichtbare Dinge. Sprüche der Weißen Magie folgten.

Und dann berührte Zamorra mit seinem Amulett die Stirn des Dämons.

Jetzt hätte man eine Stecknadel fallen gehört.

Die umstehenden Männer hielten den Atem an, und das Klopfen ihres Herzens war ihnen lästig.

Plötzlich vernahmen sie ein tiefes Seufzen, das aus der Kehle eines Sterbenden zu kommen schien.

Erstaunt schauten sie Zamorra an. Der Professor regte sich nicht.

In gebeugter Haltung, mit geschlossenen Augen, stand er immer noch vor dem Dämon. Wieder brabbelte er einige Beschwörungsformeln, dann öffnete er die Augen und richtete sich aufatmend auf.

Er wandte sich an Bill. »Vor vielen Jahrhunderten hat in dieser Statue tatsächlich ein Dämon gewohnt. Ein kleiner Rest von ihm war noch vorhanden.«

»Hätte es ein Unglück geben können?« fragte Bill nervös.

Zamorra nickte. »Wenn ein menschliches Medium in seine Nähe gekommen wäre, wäre die alte Bosheit, die in ihm gewohnt hatte, zurückgekehrt.«

Bill schluckte trocken. »Also war es richtig, dich hierherzubemühen.«

»Das war es«, bestätigte Zamorra.

»Ist die Statue… jetzt sauber, Professor?« erkundigte sich Avalone mit einem mißtrauischen Blick auf das steinerne Scheusal.

»Ich habe keine Bedenken mehr«, sagte Zamorra bestimmt. »Sie können die Statue getrost dem Museum von Teheran überbringen. Es kann nichts mehr passieren.« Zamorra streifte die Silberkette wieder über seinen Kopf und schloß das Hemd über dem Amulett.

Zögernd griff Avalone den Dämon an.

Er hob ihn mit einem schnellen Ruck hoch und trug ihn zum Landrover. Danach waren die Männer zur Abfahrt fertig. Avalone sagte: »Schade, daß die Ausgrabungsarbeiten ein solches Ende genommen haben.«

Bill nickte. »Ja, das ist schade. Aber wir werden ein andermal eine andere Reise machen. Wir vier, okay?«

Avalone lachte. »Darauf bestehe ich. Wie wär's mit Mexiko?«

»Mal sehen«, sagte Fleming.

Avalone schaute auf seine Hände. »Wollt ihr wirklich hierbleiben?«

Bill grinste. »Ich kann jetzt von hier nicht weg.«

»Wieso nicht?« fragte ihn Avalone erstaunt.

»Zamorra braucht mich.«

***

Fieber schüttelte Tabe Hamad. Seine Augen hatten einen kranken Glanz. Verbissen humpelte er neben Parandeh, der ihn müde stützte. Seine Lippen waren trocken und rissig. Er leckte mit seiner wie Leder wirkenden Zunge darüber. Die Trockenheit schmerzte ihn im Hals. Keine Wolke am Himmel. Keine Hoffnung auf Schatten. Keine Linderung der Höllenqualen. Hamad blieb stehen. Er war von oben bis unten mit Staub bedeckt. Genau wie Parandeh. Seine Augen richteten sich auf das gebrochene Bein. »Ich lasse mich von dir nicht unterkriegen!« schrie er, und dann hustete er, weil ihn der Schmerz in seiner trockenen Kehle erwürgen wollte. »Sieh dir dieses Bein an«, stöhnte Hamad wütend. »Sieht es nicht aus, als gehörte es einem Elefanten? Es ist nicht mehr mein Bein. Ich will es nicht mehr haben. O Allah, wenn wir jetzt bloß eine Axt zur Hand hätten. Ich würde mir dieses verdammte Bein abschlagen.«

Parandeh blickte zurück.

Weit waren sie noch nicht gekommen. Hamads Hüpfer waren immer nur einige wenige Zentimeter. Lächerlich geradezu. Aber Tabe wollte nicht aufgeben.

Zu Chana wollte er. In ihr verdammtes Bergdorf, das sie niemals erreichen würden.

»Wasser!« verlangte Hamad röchelnd. »Gib mir was zu trinken!«

Parandeh schüttelte ärgerlich den Kopf. Er legte beide Hände auf die Wasserflasche. »Du hast bereits zuviel getrunken, Tabe! Wir müssen sparen. Wir brauchen jeden Tropfen. Es gibt kein Wasser. Jedenfalls vorläufig nicht.«

»Ich habe Fieber!« schrie Hamad.

»Kein Wasser, Tabe.«

»Verflucht noch mal, willst du mich verdursten lassen?«

»Wir müssen uns das Wasser einteilen!«

»Ich bin krank. Ich verbrenne. Ich habe Durst. Du mußt mich trinken lassen!«

»Nimm doch Vernunft an. Weit und breit gibt es hier keinen Tropfen Wasser, Tabe.«

»Doch. Doch. Es gibt Wasser.«

»Wo?«

»In dieser Flasche!« röchelte Hamad. »Einen Schluck, Tehar. Nur einen ganz kleinen Schluck«, bettelte er.

Und Parandeh konnte nicht länger nein sagen. Zwar hatte ihn der Richter zu sieben Jahren Zuchthaus verdonnert, aber er war kein wirklich schlechter Mensch. Der Jähzorn hatte ihm die Strafe eingebrockt. Im Grunde genommen unterschied er sich ganz augenscheinlich von Hamad, der hinterhältig, falsch und stets auf seinen Vorteil bedacht war. Sie paßten eigentlich überhaupt nicht zusammen. Die gemeinsame Flucht hatte sie zusammengeschmiedet. Doch Parandeh wollte mit Hamad nicht länger zusammenbleiben, als es unbedingt nötig sein würde.

»Also gut«, sagte Tehar Parandeh. »Einen kleinen Schluck!«

Er schraubte den Verschluß von der Aluminiumflasche ab und reichte sie dem Komplizen. Hamad hatte sich auf den Boden gesetzt.

Seine Lippen waren so trocken wie die Erde, auf der er saß. Mit einer hastigen Gier ergriff er die Feldflasche. Er riß sie an sich und schlürfte das wenige Wasser, das sich noch in der Flasche befand, gurgelnd und schmatzend in sich hinein.

Parandeh stieß einen wütenden Fluch aus, als er sah, daß sich Hamad nicht an den einen Schluck hielt. Er wollte sich auf den Komplizen stürzen und ihm die Feldflasche wegnehmen. Da zuckte Hamads Rechte zum Revolver. Er spannte blitzschnell den Hahn und stieß die Waffe in Parandehs Richtung. Seine Augen starrten feindselig. Sein Blick warnte Parandeh. Hamad wäre verrückt genug gewesen, abzudrücken, wenn Parandeh versucht hätte, ihm die Flasche zu entreißen.

Bis zum letzten Tropfen leerte Hamad die Flasche.

Und während er mit seiner verdammten Gier trank, ließ er Parandeh nicht eine Sekunde aus den Augen.

Als die Flasche leer war, setzte er sie ab. Sein Gesicht zuckte nervös. Er legte die Flasche neben sich. Die Waffe zeigte weiterhin auf Parandeh, denn Hamad erkannte, daß der Komplize nahe daran war, die Beherrschung zu verlieren. Parandeh war so zornig, daß er mit seinen geballten Fäusten gern über Hamad hergefallen wäre.

Der verfluchte Kerl hatte ihn angeschmiert. Wieder einmal hatte Hamad nur auf sich geschaut. Er, Parandeh, hatte denselben quälenden Durst, doch das störte Tabe Hamad nicht. Ihm war nur wichtig, daß er seinen verdammten Durst gelöscht hatte.

Zornig nickte Parandeh. »Na also. Jetzt hast du dämlicher Hund das ganze Wasser ausgesoffen. Bist du nun zufrieden?«

»Du mußt verstehen, Tehar, ich habe es gebraucht. Das Fieber wollte mich verzehren.«

»Verdammt noch mal, wenn es dich nur umbringen würde!« schrie Parandeh mit haßerfülltem Blick. »Ich hätte mir denken können, daß man dir nicht trauen darf. Zum Teufel, ich hätte Lust, dich jetzt zu verprügeln!«

Hamads fieberglänzende Augen wurden schmal. »Das würde ich an deiner Stelle lieber sein lassen. Ich besitze einen Revolver. Und… ich würde schießen, wenn du versuchtest, mich anzugreifen, Tehar.«

»Ja, ja, so verrückt wärst du!« schrie Parandeh außer sich vor Zorn.

»Bist du dir darüber im klaren, daß es jetzt keinen Sinn mehr hat, weiterzugehen? Ohne Wasser kommen wir nicht mehr allzu weit. Dazu noch du mit deinem gebrochenen Bein…«

»Denkst du, ich habe es mir gern gebrochen?« brüllte Hamad wütend. »Denkst du, ich hätte nicht auch gern zwei gesunde Füße wie du?«

Parandeh warf einen Blick zu den Geiern hoch. »Sieh sie dir an. Die denken, wir beide sind ihnen sicher.«

»Sie warten vergeblich«, sagte Hamad mit gebleckten Zähnen. »Es ist bestimmt nicht mehr weit bis zu Chanas Dorf.«

Parandeh legte die Hände auf die Ohren und verzog das Gesicht.

»Hör auf, ich kann das schon nicht mehr hören! Wer weiß, ob das überhaupt der richtige Weg ist.«

»Er ist es. Ich bin sicher.«

»Und wenn er's nicht ist?«

»Er ist es!« schrie Hamad gereizt.

Parandeh wischte sich mit dem Handrücken über die strohtrockenen Lippen. »Wir passen nicht zueinander, Tabe.«

»Da hast du allerdings recht.«

»Ich schlage deshalb vor, wir trennen uns. Jeder soll seiner Wege gehen…«

»Bist du wahnsinnig? Wie soll ich mit meinem Bein denn meiner Wege gehen?« brauste Hamad wütend auf.

»Ich habe es satt, andauernd in den Lauf dieses Revolvers sehen zu müssen!« knurrte Parandeh widerwillig.

»Daran wirst du dich gewöhnen müssen«, sagte Hamad eiskalt.

»Heißt das…?«

»Das heißt, daß ich auf deine Hilfe nicht verzichten werde! Du bringst mich zu Chana. Danach kannst du tun, was du willst.«

Parandehs Wut fing an zu wallen. Eine heiße Welle schoß ihm in den Kopf. Er stieß heiser hervor: »Ich werde jetzt schon tun, was ich will, Tabe. Hier trennen sich unsere Wege. Ich will mit dir nichts mehr zu tun haben.«

Hamads Gesicht wurde grau. »Tehar, zwing mich nicht, auf dich zu schießen!« warnte er.

Parandeh drehte sich langsam um. »Du wirst nicht schießen!« sagte er, und seine Nerven vibrierten, denn er war vom Gegenteil dessen überzeugt, was er gesprochen hatte. Hamad würde schießen.

Parandeh konnte nur hoffen, daß das Fieber den Komplicen so schwach gemacht hatte, daß er mit unsicherer Hand zielen mußte und danebenfeuerte.

Parandeh machte den ersten Schritt. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Er wartete auf den Schuß.

Hamad preßte krächzend hervor: »Meine letzte Warnung, Tehar!«

Parandeh machte den nächsten Schritt.

Hamad hob mit zitternder Hand den Revolver. Er zielte auf den Rücken des Komplicen. Der Mann verschwamm vor seinen Augen.

Hamad nahm beide Hände zum Zielen, um die Waffe zu stabilisieren…

Für Parandeh wurde die Spannung unerträglich.

Als Hamad den Stecher der Waffe durchziehen wollte, rieselten hinter ihm einige kleine Steine den Steilhang herab. Jemand mußte sie losgetreten haben.

Dieses Geräusch ließ sowohl Hamad als auch Parandeh nervös herumfahren.

Sie sahen ihn beide. Und obwohl sie ihn sahen, glaubten sie, ihren Augen nicht trauen zu können.

Ein Mongole war es.

Prunkvoll gekleidet. Er stand im Schlagschatten eines Felsens. Seine Füße steckten in rauhen Lederstiefeln. Die geschlitzten Augen schienen fanatisch zu glühen. Der grausame Mund war zum Teil von einem schwarzen Bart bedeckt. Bewaffnet war der Mann mit einem Speer, dessen Spitze einem langen Messer glich. Wo sich Schaft und Metall trafen, wehten die Haare eines Tieres zur grausigen Zierde. Hinter dem Rücken des Tataren ragte das geschwungene Ende eines Bogens hervor.

Parandeh regte sich nicht.

Er stand bloß da und starrte den Mongolen verdattert an.

Hamad stieß einen erschrockenen Schrei aus.

Er riß den Revolver hoch und feuerte auf den Mann mit den geschlitzten Augen. Der Schuß bellte auf. Der Knall pendelte zwischen den Felswänden hin und her.

Die Kugel sauste durch den Körper des Mongolen hindurch. Hinter dem Mann spritzte Gestein auf. Fassungslos fuhr sich Parandeh an die bebenden Lippen. Was war das für ein Kerl? Das Projektil hatte ihn getroffen, jedoch nicht im mindesten verletzt. Die Kugel war durch den Tataren hindurchgefegt, als wäre dieser Körper dort oben ein

Trugbild, eine erschreckende Halluzination.

Parandehs Herz blieb fast stehen.

Der Mongole stieß ein grauenerregendes Gelächter aus.

Da, wo der seltsame Kerl stand, fing mit einemmal die Luft an zu flimmern. Die Konturen des Körpers verschwammen. Innerhalb weniger Augenblicke löste sich der Mongole vollkommen auf. Lange, nachdem der Mann verschwunden war, blickten Hamad und Parandeh immer noch zu jener Stelle hinauf, wo der Unheimliche gestanden hatte.

Sie waren zum erstenmal in ihrem Leben einem Späher des Khan begegnet.

***

Bill Fleming hatte seine Kollegen mit dem Landrover bis zum nächsten Dorf gefahren. Von da wollten Andy Avalone, Raymond Callery und Noel Jess mit dem Bus weiterfahren. Sie hatten Bill die besten Wünsche mit auf die Rückfahrt gegeben, und Fleming hatte bei sich gedacht, daß er, Nicole und Zamorra diese Wünsche gut gebrauchen konnten, denn es würde vermutlich ein hartes Abenteuer voller Strapazen werden, wenn sie versuchten, dem teuflischen Dschingis Khan und seinen grausamen Horden den Garaus zu machen.

Auf der Rückfahrt dachte Fleming besorgt: Ob wir uns diesmal nicht zuviel zumuten?

Er schüttelte ärgerlich den Kopf. Bloß keine Feigheit jetzt.

Nun war es wichtig, vollstes Vertrauen zu Zamorra zu haben. Der Professor wußte, was er machte, und er besaß das Amulett, das ihn und seine Freunde vor dem Schlimmsten bewahren würde.

Bill kam zu den Zelten zurück. Zamorra ließ ihn erst gar nicht aus dem Landrover steigen. Er setzte sich gleich neben ihn, und Nicole nahm auf der hinteren Sitzbank Platz. Zamorra trug dem Freund auf, so nahe wie möglich an das vom persischen Militär abgeriegelte Sperrgebiet heranzufahren.

»Wozu soll das gut sein?« erkundigte sich Bill erstaunt.

Zamorra hob lächelnd die Achseln. »Nenn es Lokalaugenschein. Ich möchte das von den Mongolen zurückgelassene Chaos auf mich einwirken lassen. Vielleicht bringt mich das auf eine Idee.«

Bill hatte den Landrover durch die Steppe gedroschen.

Nun kamen die ersten Militärfahrzeuge in Sicht. Auf einem Spähwagen saßen zwei uniformierte Mädchen. Sie hoben den Kopf, als der Landrover sich der militärischen Sperrkette näherte. Bill bremste das Fahrzeug rechtzeitig ab. »Weiter sollten wir nicht fahren«, sagte er und stellte den Motor ab. Ein schwüler Wind fegte über die Ebene.

Zamorra setzte ein Fernglas an die Augen.

Zwischen den einzelnen Militärposten waren transportable Zäune

aufgestellt worden. Die Fahrzeuge waren mittels Funk miteinander in Verbindung. Ungesehen kam kein Mensch durch diese Sperre.

Zamorra war nicht scharf auf Schwierigkeiten mit den persischen Behörden, deshalb blieb er außerhalb des Militärringes, der sich um das von den Horden des Khan verwüstete Dorf schloß.

Der Parapsychologe holte das, was er sehen wollte, mit dem Fernglas näher heran. Panzer patrouillierten mit rasselnden Ketten auf und ab. Bagger hoben tiefe Gräber für die Toten aus. Bulldozer schoben die Trümmer der zerstörten Häuser fort.

Schaudernd sagte Bill: »Die räumen hier ziemlich gründlich auf. Bald wird nichts mehr daran erinnern, daß es hier jemals ein Dorf gegeben hat. Man wird die Siedlung auf der Landkarte auslöschen. Es gibt keine Überlebenden, die sich dagegen wehren können…«

Nicole Duval schüttelte bewegt den Kopf. »Es ist mir unbegreiflich, daß es zu einer solchen Katastrophe kommen konnte.«

Zamorra beteiligte sich nicht an diesem Gespräch. Er konzentrierte sich vollends auf das, was er durch das Fernglas deutlich sehen konnte. Seine Vorstellungskraft formte eine Vision. Im Geist hörte er noch einmal das, was ihm Bill Fleming erzählt hatte. Und er malte sich in Gedanken aus, was für Schrecknisse sich in der vergangenen Nacht dort drüben abgespielt haben mußten.

Plötzlich durchfuhr seine Brust ein schmerzhaftes Brennen.

Sein Amulett.

Es reagierte auf irgend etwas mit einer Heftigkeit, wie es selten vorkam. Der silberne Talisman gab eine deutliche Warnung an ihn weiter.

Hier stimmte etwas nicht.

Das Amulett hatte eine starke dämonische Strahlung aufgefangen.

Nervös fing Zamorra an zu suchen.

Das Fernglas pendelte unruhig hin und her. Zamorra zerlegte das ganze Sperrgebiet – denn von da kam die Strahlung offenbar – in schmale Streifen.

Plötzlich blieb das Fernglas ruhig. Nicole fiel Zamorras Unruhe auf. »Ist etwas nicht in Ordnung, Chef?«

Zamorra antwortete vorerst nicht. Mit angehaltenem Atem schaute er erstarrt durch das Fernglas. Mitten im Sperrgebiet stand ein prunkvoll gekleideter Mongole. Der Mann schien die Tätigkeiten des Militärs zu beobachten. Keiner hatte ihn bis jetzt entdeckt. Mit schleichenden Schritten, ein wenig geduckt, huschte der Mann näher an die Bulldozer heran.

»Seht euch das an!« stieß Zamorra plötzlich aufgeregt hervor. Er gab das Fernglas an Nicole Duval weiter.

»Ich sehe nichts«, sagte Zamorras Assistentin.

Der Professor sagte ihr, wohin sie schauen müsse.

»Ich sehe trotzdem nichts«, sagte Nicole.

»Darf ich mal?« fragte Bill nervös. Er nahm Nicole das Fernglas aus der Hand.

Auch er sah nichts. Das Fernglas wanderte zu Zamorra zurück.

Nun konnte auch der Professor den Mongolen nirgendwo mehr entdecken.

»Was war es denn?« fragte Nicole neugierig.

Zamorras Wangenmuskeln zuckten. »Ein Späher des Khan.«

Bill stieß die Luft geräuschvoll aus. »Willst du damit sagen, daß du hinter dieser Armeeabsperrung einen Mongolen gesehen hast?«

Zamorra nickte ernst. »Er hat sich angesehen, was mit dem zerstörten Dorf geschieht.«

»Und wo ist er jetzt?« fragte Bill schaudernd.

»Vermutlich auf dem Weg zu Dschingis Khan, um ihm Bericht zu erstatten«, gab Zamorra im Brustton vollster Überzeugung zurück.

Bill ließ die Schultern hängen und seufzte schwer. »Der Spuk geht also weiter«, sagte er tonlos. Mit unruhigem Blick schaute er Nicole an. »Der Angriff auf dieses Dorf war offensichtlich nicht die letzte Schandtat der Horden des Khan. Verdammt noch mal, wenn wir bloß wüßten, wo sie als nächstes zuschlagen werden!«

Zamorra legte dem Freund die Hand auf die Schulter. »Ich habe genug gesehen, Bill. Laß uns zu unseren Zelten zurückkehren.«

»Okay«, sagte Bill mit rauher Stimme. Dann startete er den Motor und steuerte den Landrover dorthin zurück, woher sie gekommen waren.

***

Schlagartig war keine Rede mehr von einer Trennung zwischen Parandeh und Hamad. Die überwältigende Furcht und der Schrecken, der ihnen tief in die Glieder gefahren war, sagten ihnen, daß es vernünftiger war, beisammen zu bleiben. Diesmal hatte der Späher sie bloß angestarrt. Doch wer konnte ihnen garantieren, daß sie diesem unheimlichen Kerl nicht noch einmal begegnen würden? Und wer vermochte vorauszusagen, ob der Tatar sie beim zweitenmal nicht angreifen würde?

»Das… das war ein Spuk!« stieß Hamad krächzend hervor. Immer noch starrte er die Stelle an, wo der Mongole gestanden hatte. »Hast du das gesehen, Tehar? Ich habe auf den Kerl geschossen. Ich habe ihn getroffen. Aber er hat darüber nur gelacht. Verflucht nochmal, macht das Fieber mich jetzt langsam wahnsinnig? In Luft hat sich der verdammte Kerl aufgelöst. Vor meinen Augen. Hast du dasselbe gesehen wie ich, Tehar? Sag es mir. Hast du dasselbe gesehen?«

»Ja, Tabe«, sagte Parandeh mit heiserer Stimme.

»O Allah, das war ein Späher aus dem Geisterreich. Was sucht er hier

im Elbursgebirge? Er war doch nicht etwa hinter uns her?«

Parandeh schüttelte den Kopf. »Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Was hatte er dann hier zu suchen?« fragte Hamad nervös.

»Du weißt doch, was drüben in Rußland geschehen ist.«

»Die Horden des Khan…«

»Ja«, sagte Parandeh mit finsterer Miene.

Hamad riß die fieberglänzenden Augen auf. »Der Himmel möge verhindern, daß diese berittenen Bestien ihren vernichtenden Zug über das Gebirge führen.«

»Sie haben ihren Späher nicht umsonst hierher gesandt«, sagte Parandeh nachdenklich.

Hamad schüttelte heftig den Kopf. »Du irrst dich, Tehar. Du irrst dich ganz bestimmt. Was wollen die Tataren im Gebirge? Hier gibt es nichts zu holen. Sieh dich doch um. Soweit das Auge reicht, karstige Felsen.«

»Es gibt irgendwo dort oben das Dorf, in dem Chana wohnt«, gab Parandeh zu bedenken.

Zuerst zuckte Hamad wie unter einem Peitschenschlag zusammen. Doch dann fletschte er nervös grinsend die Zähne. »Ah, jetzt durchschaue ich dich. Du willst meine Panik schüren. Du versuchst mir Angst zu machen. Du möchtest auf einem Umweg erreichen, daß ich zur Umkehr einwillige, aber daraus wird nichts, Tehar. Schlag dir das ein für allemal aus dem Kopf. Nicht einmal die Horde des Khans wird mich daran hindern, zu Chana zu gehen.«

»Wird in diesem gottverlassenen Dorf ein Arzt sein?« fragte Parandeh.

Hamad winkte ab. »Ich brauche keinen Arzt.«.

»Dein Bein…«

»Mein Bein heilt von selbst. Man muß ihm dafür nur Zeit und Ruhe lassen. Beides wird es in Chanas Dorf in reichem Maße bekommen.« Hamad räusperte sich. Er schaute Parandeh voll in die Augen. »Tehar…«

»Ja?«

»Wir sollten die bösen Worte, die zwischen uns gefallen sind, vergessen, was meinst du?«

Parandeh nickte. »Einverstanden.«

»Wir sind beide ausgelaugt. Ich habe Schmerzen, daß ich die Felswände hochklettern könnte. Unsere Nerven sind von Hunger und Durst überreizt… Wir sollten uns von unseren Nerven nicht auseinanderbringen lassen. Wir haben diese Flucht gemeinsam begonnen, wir sollten sie auch gemeinsam beenden.«

Parandeh nickte wieder, sagte nichts.

»Komm«, meinte Hamad versöhnlich. »Hilf mir hoch. Wir müssen weiter.«

Parandeh zerrte den Komplicen auf dessen gesundes Bein.

Hamad sagte heiser. »Und mach dir wegen dieses Spuks keine Sorgen. Mit dem werden wir beide allemal noch fertig.«

***

Sie saßen in Klappsesseln. Bill Fleming und Zamorra rauchten eine von diesen persischen Zigaretten, die Nicole Duval abgelehnt hatte, weil der dunkle Tabak für sie einfach zu Stark war. »Diese gottverdammten Tataren!« sagte Bill mit zusammengezogenen Brauen.

»Anscheinend wollen sie ihr grausiges Reich noch einmal errichten – vom Indus bis zum Schwarzen Meer.«

Der Rauch schwebte zu Nicole. Das Mädchen hustete und wedelte mit der Hand.

»Entschuldige«, sagte Bill. Er nahm die Zigarette in die andere Hand, damit der Rauch Nicole nicht mehr belästigen konnte.

Nicole stützte sich auf den breiten Campingtisch mit der hitzebeständigen weißen Oberfläche. Sie schaute Zamorra an und sagte:

»Wieso suchen die Horden des Khan dieses Land ausgerechnet jetzt heim, Chef? Der grausame Mongolenführer hat von 1155 bis 1227 gelebt… Wenn schon Wiederkehr, warum nicht in einem der vergangenen Jahrhunderte?«

»Die Frage beschäftigt mich auch schon, seit ich von dem neuerlichen Mongolensturm gehört habe«, sagte Fleming. Jetzt schauten sie beide Zamorra an. Denn wenn ihnen einer dieses Phänomen erklären konnte, dann war er es.

Der Professor nahm einen Zug von der Zigarette. Der Rauch quirlte über seine Lippen.

»Ich wage zu behaupten«, begann Zamorra, »daß Dschingis Khan zu Lebzeiten ein Dämon in Menschengestalt war. Als 1227 sein Ende kam, berief ihn der Satan von dieser Welt ab, und er kehrte in die Welt der Dämonen zurück.«

»Da lebt er heute noch?« fragte Bill mit großen Augen.

»Wie die wieder aufgetauchten Horden beweisen…«

»Aber wie ist es ihm möglich, auf diese Welt zurückzukehren?« fragte Nicole.

»Wie ihr wißt, gibt es auf unserer Erde zahlreiche Tore, die in die vierte Dimension führen«, sagte Zamorra.

Bill nickte. »Eines davon scheint das Bermuda-Dreieck zu sein.«

Zamorra hob die Hand. »Darüber streiten die Gelehrten noch. Ich spreche von anderen Toren. Sie sind nicht immer offen, sondern werden nur zu ganz bestimmten Zeiten aufgestoßen.«

»Wovon hängt das ab?« wollte Nicole Duval wissen.

Zamorra stippte die Asche von seiner Zigarette. »Das hängt mit der

Strahlung verschiedener Himmelskörper zusammen, die einen gewaltigen begünstigenden Einfluß auf die Mächte der Finsternis haben und diese mit ungeahnten Kräften aktivieren. Dadurch wird es möglich, daß mal hier, mal dort eines dieser Höllentore aufgesto- ßen wird und sich eine fürchterliche Woge des Bösen über die Welt ergießt. Eine solche folgenschwere Konstellation, die zum Glück nicht allzu häufig vorkommt, muß sich jetzt ergeben haben.«

Bill nahm noch einen letzten Zug. Dann warf er die Zigarette auf den Boden und trat sie aus. Mit verkniffenem Mund fragte er:

»Kann man dem grausamen Treiben des Khan Einhalt gebieten, Zamorra?«

Der Professor blickte auf die Glut seiner Zigarette. Langsam sagte er: »Nicht hier auf dieser Welt, Bill.«

»Wo denn?« fragte Nicole verwirrt.

»Man müßte Dschingis Khan in seiner Welt vernichten«, sagte Professor Zamorra.

»In seiner Welt?« fragte Nicole mit belegter Stimme. Sie bewegte sich unruhig in ihrem Klappsessel. »Wie gelangt man denn dorthin?«

»Wir müßten denselben Weg nehmen, den die Tataren benützen. Nur in entgegengesetzter Richtung. Dann kommen wir zu den Horden des Khan.«

Nicole strich sich eine blonde Haarsträhne zweimal aus der Stirn.

Als die Strähne zum drittenmal herabrutschte, klemmte das Mädchen sie ärgerlich hinter das kleine Ohr. Mit blitzenden Augen sagte Nicole: »Nun bin ich genauso klug wie zuvor, Chef.«

»Ich auch«, sagte Bill. »Wo befindet sich dieses Tor in die vierte Dimension?«

Zamorra hob langsam die Schultern. »Das weiß ich leider auch nicht. Wir müssen es suchen…«

***

Chana war einundzwanzig. Ein hübsches Mädchen war sie mit lackschwarzem Haar, einer schönen Figur mit schlanken Beinen und prallen Brüsten, die trotz des einfachen Kleides aus grob gewebtem Stoff zur Geltung kamen. Ihre Augen waren dunkel wie italienischer Mokka, die Lippen verfügten über einen sinnlichen Schwung.

Man mußte längere Zeit in ihre Augen sehen, um zu erkennen, daß sie in ihrem jungen Leben schon viele üble Dinge gesehen hatte.

Mit siebzehn war sie weggegangen. Sie hatte gedacht, das Leben in ihrem Bergdorf nicht mehr länger ertragen zu können. Sie war nach Teheran gegangen – wie ihr Bruder, der das Dorf drei Jahre vor ihr verlassen hatte.

Ihr Glück hatte sie in der großen Stadt machen wollen. Sie, das einfache Mädchen vom Lande, das von nichts eine Ahnung gehabt

hatte, das noch nie einen Autobus gesehen hatte und für das ein Fernsehapparat ein unerklärbares Zauberding war.

Ihre alten Eltern hatten ihr davon abgeraten, in die große Stadt zu gehen. »Chana«, hatte ihr Vater mit vorwurfsvoller Miene gesagt.

»Chana, was suchst du in Teheran?«

»Das Glück, Vater. Ich will nicht in ein paar Jahren so aussehen wie Mutter. Eine alte, verbrauchte, abgearbeitete Frau ist sie, seit ich sie kenne. Mutter war für mich immer alt. Genau wie du. Dieses Gebirge ist uns Menschen feindlich gesinnt.«

»Wir trotzen ihm seit undenklichen Zeiten.«

»Und wie hoch war die Lebenserwartung unserer Ahnen?«

»Wir waren hier glücklich.«

»Sprich nicht von Glück, Vater. Was Glück ist, das weißt du am allerwenigsten.«

Mit nichts war Chana von ihrem Vorhaben abzubringen gewesen.

Ihr Vater war zum Mullah gelaufen. »Sprich du mit ihr«, hatte er den angesehenen Mann gebeten.

Der Mullah vollzog die Eheschließungen im Dorf. Er handelte damit im Auftrag der Regierung und hatte für die amtliche Registrierung zu sorgen.

Alle im Dorf hörten auf den Rat des weisen Mullah. Der Mann mit dem langen grauen Bart nahm Chana daraufhin ins Gebet, doch auch er erreichte bei dem Mädchen nichts. Chana blieb dabei: »Ich will nach Teheran gehen und dort mein Glück versuchen.«

Da hatte der Mullah zu Chanas Vater gesagt: »Laß sie ziehen. Du würdest sie unglücklich machen, wenn du sie mit der Gewalt deiner väterlichen Autorität zurückhalten würdest.«

»Wäre es nicht besser, wenn sie hier unglücklich ist? In der fernen Stadt können wir ihr nicht beistehen.«

»Du hast doch auch deinen Sohn in die Stadt gehen lassen.«

»Das ist etwas anderes. Chana ist ein Mädchen. Sie wird unter die Räder kommen.«

»Sie wird sich in der Stadt entweder behaupten oder in unser Dorf zurückkehren«, hatte der Mullah daraufhin erwidert.

Und Chana bekam auf ihren Weg in die ferne Stadt den väterlichen Segen mit. Als sie das Dorf verließ, blieb ihre Mutter weinend in dem kleinen Lehmziegelhaus.

Chana ging in die große weite Welt hinaus.

Es kostete sie viel Mühe, ihren Bruder in Teheran aufzufinden. Er war nicht erfreut über ihr Erscheinen und trachtete, sie so rasch wie möglich wieder abzuschieben. Ihr Glück hatte sie sich anders vorgestellt. Niemand wollte ihr Arbeit geben. Die meisten Männer wollten nur mal mit ihr schlafen, und auf einige, die es besonders geschickt anstellten, fiel das unerfahrene Mädchen auch tatsächlich

herein.
Tabe Hamad war einer von ihnen.
Chana hatte gedacht, endlich einen Beschützer gefunden zu haben.
Hamad war kein schöner Mann, aber er vermittelte ihr das Gefühl, daß sie zu ihm gehörte. Doch bald erkannte Chana sein wahres Gesicht.
Die Affäre ging zu Ende.
Chana begann von Hand zu Hand zu gehen, und sie nahm Geld für gewisse Liebesdienste, um sich über Wasser halten zu können.
Als einer ihrer Freunde sie schließlich auf die Straße schicken wollte, wußte sie, daß sie dem »Gegner« Teheran nicht gewachsen war.
Sie entschloß sich, die Stadt wieder zu verlassen.
Tabe Hamad kreuzte in diesen Tagen noch einmal ihren Weg, und so erfuhr er von ihrem Entschluß, in die Einsamkeit des Elbursgebirges zurückzukehren.
Himmel, war das eine Freude, als sie im Dorf ankam. Chanas Vater schlachtete zehn Hammel und gab ein großes Fest. Er rannte auf seinen krummen Beinen zum Mullah und schrie sich vor Freude die Seele aus dem Leib: »Chana ist wieder da. Chana ist zurückgekehrt!«
Sie war um einige Jahre älter geworden, war ernster geworden, wirkte reifer und hatte begriffen, daß die Welt außerhalb dieses Dorfes keinen Platz für sie hatte. Sie hatte verstanden, daß sich der Mensch bescheiden muß, und daß das Glück nicht aus Autobussen, Telefonen, Kinos und Fernsehapparaten besteht.
Im selben Jahr trafen Chana zwei schwere Schicksalsschläge.
Vater und Mutter starben kurz hintereinander.
Die Dorfbewohner mieden sie. Man war der Meinung, sie hätte Schuld am Tod ihrer Eltern, die der Kummer der langen Trennung ins Grab gebracht hatte.
Von da an lebte Chana in einer quälenden Isolation. Niemand wollte mehr mit ihr sprechen. Wohin sie kam, bemerkte sie vorwurfsvolle Blicke. Man verzieh ihr nicht, daß sie das Dorf verlassen hatte. Gut, sie war zurückgekommen. Aber zuvor war sie von hier weggegangen. Ein Mensch, der imstande war, das heimatliche Dorf und die weinenden Eltern zu verlassen, konnte kein Herz in der Brust haben. Und ein Mensch ohne Herz war kein Umgang.
Nur der Mullah sprach noch mit Chana. Er versuchte ernsthaft Verständnis bei den anderen Dorfbewohnern für sie zu erwirken, sprach jedoch überall zu tauben Ohren.
Chana litt unter dieser Einsamkeit.
Was war dem hoffnungsvollen Mädchen von einst geblieben? Ein leeres, einfaches Lehmziegelhaus. Ein paar Hühner. Eine kleine Hammelherde. Ein paar Ziegen und zwei Esel.
Chana stand vor dem Spiegel und kämmte das lange volle Haar.

Sie befand sich in einem widersprüchlichen Dilemma. Sie gehörte nicht mehr in dieses Dorf, aber sie gehörte auch nicht in die Stadt.

Wo, um Allahs willen, gehörte sie denn hin?

Ihre Hand hielt still. Aus den groben Kammzähnen flatterte das Haar heraus. Chana betrachtete ihr hübsches Gesicht, das von einem Schatten der Melancholie getrübt war.

Irgendwann – das wurde ihr immer klarer – würde sie dieses Dorf wieder verlassen, würde es verlassen müssen, weil diese Isolation sie langsam verrückt werden ließ. Sie redete ja schon mit sich selbst, weil sie niemanden hatte, der ihr zuhören wollte. Den Mullah konnte sie nicht immer belästigen. Das ging nicht. Der hatte so viel zu tun, daß er sich nicht auch noch ihren Kummer anhören konnte.

Sie redete mit den Hühnern und mit den Eseln. Gab es etwas Verrückteres?

Draußen stieß eine Frau einen spitzen Schrei aus.

Eine zweite Frau rief etwas, das Chana nicht verstand. Sie hörte trappende Schritte. Die Weiber des Dorfes waren auf der Flucht. Sie jagten zwischen den eng gesetzten Häusern hindurch, eilten nach Hause, knallten die Tore hinter sich zu und verriegelten Türen und Fenster.

Binnen kurzem herrschte Totenstille im Dorf.

Verwundert trat Chana vor die Tür. Sie wollte wissen, wovor die Weiber geflohen waren.

Und sie traute ihren Augen nicht, als sie die beiden staubbedeckten Männer erblickte. Sie waren abgekämpft und erschöpft. Ihre Gesichter waren von einer unmenschlichen Anstrengung verzerrt. Der eine schleppte den andern die Gasse entlang.

Hamad! schoß es Chana durch den Kopf, und ihr Herz machte einen Luftsprung in ihrer Brust. Tabe Hamad!

So froh sie damals gewesen war, ihn losgeworden zu sein, so sehr freute sie sich jetzt, ihn wiederzusehen. Irre Welt! Hier, in dieser peinigenden Einsamkeit war ihr sogar Tabe Hamad willkommen! Tränen füllten ihre Augen. Freudentränen? Sie wußte es nicht. Etwas schnürte ihre Kehle zu. Sie lief auf die beiden Männer zu und rief:

»Tabe! Tabe! Oh, wie freue ich mich, dich wiederzusehen!«

Hamads fiebrige Augen schauten Parandeh an. »Wir haben es geschafft, Tehar. Wir haben es tatsächlich geschafft. Wir haben Chana gefunden! Was sagst du dazu?« Er lachte schrill. »Sind wir nicht zwei Glückspilze?« Er lachte noch einmal, und plötzlich wurde sein Körper schwer. Parandeh konnte den Komplizen kaum noch halten.

»Was ist mit ihm?« fragte Chana erschrocken.

»Er ist ohnmächtig geworden«, erwiderte Parandeh. »Sein Bein ist gebrochen. Wir haben seit Stunden keinen Tropfen Wasser mehr. Tabe hat Fieber.«

Chana griff entschlossen zu. Gemeinsam trugen sie Hamad in das Haus des Mädchens.

Parandeh bekam zu trinken.

Chana kümmerte sich danach um Hamad. Und Parandeh war wie vom Donner gerührt. Überwältigt dachte er: Welche Schönheit hier in dieser rauhen Wildnis. Sie ist eine Göttin. Ein schöneres Mädchen habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen.

Ein eigenartiges Gefühl hielt ihn gefangen. Es umschlang ihn wie Eisenklammern, die eng um seinen Brustkorb lagen. Er konnte nicht mehr richtig atmen. Er konnte nicht mehr richtig denken. Er spürte die schmerzenden Beine nicht und auch nicht das schmerzende Kreuz. Er sah nur noch Chana und wußte mit einemmal, daß ihm die Liebe wie ein Blitz mitten ins Herz gefahren war.

Und seltsamerweise empfand Chana genauso…

***

Zamorra wandte alle magischen Tricks an, die er kannte, um das Tor zur Hölle ausfindig zu machen. Diesen und den nächsten Tag fuhren sie kreuz und quer durch die Steppe, bis hin zum Elbursgebirge und in der anderen Richtung bis zur russischen Grenze.

Vor allem hoffte Zamorra auf ein Signal seines silbernen Talismans. Doch das Amulett registrierte auf der weiten Fahrt nicht ein einziges Mal auch nur die geringste Dämonenstrahlung.

Zu Mittag wärmte Nicole drei Dosen.

Zamorra aß lustlos. Die Hitze flirrte über der Motorhaube des Landrovers. Zamorra ließ seinen Blick verdrossen über die Steppe schweifen.

Wo war das Loch, aus dem die Horden des Khan kamen? Es mußte hier irgendwo in der Nähe sein. Verflucht noch mal, wieso konnte er es nicht finden?

Als sie gegessen hatten, öffnete Bill drei Cola-Dosen. Das braune Getränk war widerlich warm und viel zu süß. Zamorra trank nur die Hälfte davon.

»Was geschieht nun?« fragte Bill, nachdem sie sich wieder in den heißen Wagen gesetzt hatten.

»Zurück zu unseren Zelten«, entschied Zamorra.

»Geben wir's auf?« fragte Fleming erstaunt. Das wäre das erstemal gewesen, daß Zamorra etwas, das er sich vorgenommen hatte, aufgegeben hätte.

Der Parapsychologe grinste. »Nach all den Jahren unserer Freundschaft kennst du mich aber verflixt schlecht. Ich *werde* den Weg in die Hölle finden, verlaß dich drauf, Bill.«

Fleming nickte. »Zurück zu den Zelten«, sagte er und gab wieder Gas.

Drei Stunden waren sie unterwegs.

Bill atmete auf, als die Zelte in Sicht kamen. Ein Alpdruck wich von seiner Brust. Weiß der Teufel, was er befürchtet hatte. Jetzt wo er die Zelte unversehrt wiedersah, wußte er, daß alle unterschwelligen Befürchtungen unnötig gewesen waren.

Der Landrover rollte vor den niedrigen Stoffhäusern aus. Nicole Duval stieg aus dem Wagen und spannte mit verzogener Miene das Kreuz. »Ich bin völlig durchgerüttelt und erledigt.«

»Mach uns Tee«, verlangte Zamorra.

Als der Tee fertig war, setzten sie sich an den Tisch. Schweigend tranken sie das heiße Getränk, das allemal noch das Beste gegen die auslaugende Hitze war. Anschließend verlangte der Parapsychologe nach einer Landkarte. Bill erhob sich ächzend, verschwand in seinem Zelt, kam mit acht Plänen wieder. Es waren Detailkarten, auf denen jeder größere Stein eingetragen war.

»Was willst du mit den Karten?« fragte Fleming neugierig.

»Ich werde sie auspendeln«, sagte Zamorra.

»Auspendeln?«

Der Professor nahm das Amulett ab. »Wirst gleich sehen, wie das geht«, sagte er zu Fleming. Dann breitete er die erste Landkarte auf dem Tisch aus. Nicole brachte die Teetassen weg. Zamorra hielt seinen silbernen Talisman über den Plan, versetzte den schweren Silberanhänger in Schwingung.

»Wozu soll das gut sein?« erkundigte sich Fleming.

»Diese Landkarte gibt präzise einen Teil jenes Gebietes wieder, in dem wir uns befinden«, sagte Zamorra.

»Na schön, aber…«

»Sichtbar sind Bodenerhebungen, Bodenvertiefungen, eventuelle Merkmale der Landschaft…«, fuhr Zamorra unbeirrt fort. »Unsichtbar sind hingegen die Strahlungen der Unterwelt.«

Bill staunte. »Heißt das, daß sich auf dieser Karte auch etwaige Geistererscheinungen befinden?«

»Sie gehören ebenso zu dieser Gegend wie ein Stein«, sagte Zamorra. »Wenn irgendwelche dämonische Spuren vorhanden sind, wird mein Amulett sie sichtbar machen.«

Nicole Duval hörte, was Zamorra sagte, und kam interessiert zurück. Mit gespannter Miene setzte sie sich zu den Freunden an den Tisch, und genau so still wie Fleming beobachtete sie das Pendeln des silbernen Talismans.

Karte Nummer eins gab nichts her.

»Die nächste Karte«, verlangte Zamorra. »Am besten den Plan, auf dem das zerstörte Dorf eingezeichnet ist.«

Bill blätterte in den Karten und breitete dann die verlangte auf dem Tisch aus. Diejenige, die von Zamorra getestet worden war, warf er hinter sich auf den Boden.

Nun wuchs die Spannung.
Zamorra selbst war aufgeregt. Er beugte sich mit unruhigen Augen über die Landkarte. Das Silberpendel schlug aus. Und plötzlich erschienen schwarze Flecken auf der Karte.
»Was ist das?« fragte Fleming krächzend. Die schwarzen Flecken bewegten sich. Sie wischten über das Papier, dem Dorf entgegen.
»Das sind die Knochenmänner des Khan!« sagte Zamorra ernst.
»Wir sehen jetzt, was vorgestern nacht passiert ist.«
»Das müssen an die tausend Reiter gewesen sein«, sagte Nicole Duval beeindruckt.
Die Punkte prallten auf das Dorf. Sie überdeckten es, zogen nach ganz kurzer Zeit wieder ab, verloren sich im Nichts. Und Bill stieß einen verblüfften Schrei aus. »Da. Das Dorf. Es existiert auf meiner Karte nicht mehr.«
»Es wurde von den Dämonen ausgelöscht«, sagte Zamorra.
»Aber woher kamen sie?« fragte Nicole.
Zamorra zückte einen Rotstift und machte dort ein Kreuz, wo sein Amulett die Punkte zum erstenmal sichtbar gemacht hatte. Bill stellte fest, daß genau da die Punkte wieder verschwunden waren.
Der Historiker warf Zamorra einen nervösen Blick zu. »Soll ich dir sagen, was ich denke, Zamorra?«
Der Professor nickte. Immer noch hielt er das Amulett über die Landkarte.
»Wir haben das Tor, das wir suchen, gefunden!« sagte Bill.
»Ich bin deiner Meinung«, erwiderte Zamorra.
Nicole fuhr sich verwirrt durch das blonde Haar. »Moment, Herrschaften. Genau da, wo sich jetzt dieses rote Kreuz befindet, haben wir besonders intensiv gesucht, soviel ich mich erinnern kann. Wieso hat dein Amulett nichts registriert, Chef?«
»Möglicherweise ist das Tor zur vierten Dimension mittels mächtiger magischer Kräfte abgeschirmt«, sagte Zamorra.
»Das müßten Kräfte sein, die stärker sind als dein Amulett«, sagte Bill Fleming beunruhigt.
Zamorra nickte. »So ist es.«
»Heißt das, daß du im Reich der Dämonen – ich will jetzt mal annehmen, daß es uns gelingt, bis dorthin vorzudringen – mit deinem silbernen Talisman einpacken kannst?«
»Zweifellos wird beim Überschreiten der Schwelle mein Amulett Kräfte einbüßen, die von der Macht des Schattenreichs absorbiert werden«, sagte Zamorra ernst.
Bill atmete hörbar aus. »Prost Mahlzeit«, sagte er ächzend. »Dann können wir uns auf deinen Talisman diesmal nicht verlassen.«
Zamorra lächelte knapp. »Ich möchte es so formulieren: Diesmal würde ich darauf keine Häuser bauen.«

Bill fuhr sich über die Stirn. »Aussichten sind das.«
»He!« rief Nicole plötzlich aufgeregt. »Seht doch!« Sie wies auf den Plan, auf dem ein einziger schwarzer Punkt nahe dem ausgelöschten Dorf – innerhalb der Armeesperre – erschienen war.
»Das ist der Späher, den ich gesehen habe«, sagte Zamorra. Der schwarze Punkt verschwand sogleich wieder. Zamorra ließ das Amulett sinken.
Bill wies auf das Kreuz. »Sehen wir uns da noch mal um?«
»Diesen Vorschlag wollte ich gerade machen«, erwiderte Zamorra.
Er erhob sich, faltete die Landkarte so zusammen, daß das Rechteck mit dem roten Kreuz sichtbar blieb und begab sich zum Landrover.
Nicole Duval folgte ihm mit müden Schritten. Sie klagte nicht, sie seufzte nur schwer.
Bill Fleming grinste neben ihr. »Mädchen, reiß dich zusammen. Das hier ist immer noch erst der Anfang unseres Abenteuers. Was meinst du, was noch auf uns wartet, wenn wir die bewußte Schwelle überschritten haben.«
»Wenn es soweit ist, werde ich mich mit Traubenzucker dopen«, gab Nicole mit einem schiefen Lächeln zurück. Dann kletterte sie wieder in den Landrover. Das Blech war so heiß, daß sie sich die Finger verbrannte. Ihre Hand zuckte zurück. Sie schimpfte. Zamorra und Bill wechselten einen schnellen Blick. Dann grinsten sie beide.
Fleming startete den Motor.
Zamorra wies ihm den Weg.
Eine halbe Stunde wurden sie wieder durchgerüttelt.
Dann sagte Zamorra: »Hier müßte es sein.«
Bill stoppte das Fahrzeug.
Zamorra stieg aus. Er ging mit bedächtigen Schritten vom Wagen weg.
Sein Gesicht war zu einer steinernen Maske erstarrt. Er wußte, daß er dem Geheimnis des Dschingis Khan einen bedeutenden Schritt näher gekommen war. Erwartungsvoll schritt der Professor das Gelände ab. Bill brannte sich – um die Nervosität einzudämmen – eine von seinen persischen Zigaretten an. Nicole Duval nagte unentwegt an ihrer Unterlippe. Bill konnte es nicht sehen: Sie hielt Zamorra die Daumen.
Paß auf dich auf, Chef! dachte sie erregt, während ihre Augen gebannt auf den breiten Rücken des großen, schlanken Professors geheftet waren.
Plötzlich blieb Zamorra stehen.
Gleichzeitig hielt Nicole den Atem an. Und Bill Fleming vergaß sogar seine Zigarette. Die Hand, die sie hielt, sank langsam nach unten. Mit im Hals schlagenden Herzen warteten sie. Hatte Zamorra endlich gefunden, wonach er so verbissen suchte? Sie hörten den Professor murmeln. Der Wind trug ihnen Wortfetzen zu.

»… Dämonos …«

»… Dschingis Khan …«

Mit beiden Händen machte Zamorra kabbalistische Zeichen in die Luft. Plötzlich knisterte die Atmosphäre. Es war, als hätte sich die Luft mit Millionen Volt aufgeladen. Bill Fleming hatte das Gefühl, die enorme Elektrizität in der Luft würde seine Haare langsam zu Berge stehen lassen. Er wagte keinen weiteren Atemzug mehr zu tun.

Über ihren Köpfen war mit einemmal ein unheimliches Brausen und Flüstern zu hören, Zamorra nahm seinen silbernen Talisman ab.

Wieder malte er Zeichen in die Luft.

Ein bösartiges Knurren schwebte über den Boden, und Nicole befürchtete mit einemmal, daß sich schon in der nächsten Sekunde die Erde auftun und den Professor verschlingen könnte.

»… Asmodis …«

»… Höllenschwelle …«

Nicole zerquetschte die Daumen fast schon. Ihre Wimpern zuckten ununterbrochen. Es konnte geschehen, daß Zamorra nun eine Katastrophe ungeahnten Ausmaßes heraufbeschwor. Wenn es ihm gelang, das Tor zur Hölle aufzustoßen, konnte es passieren, daß die Horden des Khan über ihn und den Landrover hinwegjagten, ehe sie sich in Sicherheit bringen konnten.

Unermüdlich setzte Zamorra seine Beschwörungen fort.

Schweiß floß ihm in dicken Strömen über das Gesicht. Er legte seine ganze psychische Kraft in dieses Tun, versuchte das Gefährliche zu erzwingen, war nach dreißig Minuten so erschöpft, daß er sein Werk unvollendet abbrechen mußte.

Wütend kam er zu Nicole und Bill zurück.

Das Mädchen wischte ihm mit einem Taschentuch den Schweiß vom Gesicht. Zamorra fletschte die Zähne und ballte die Fäuste. »Es will mir nicht gelingen! Verflucht noch mal, ich kann die magische Sperre nicht knacken.«

»Kann es so etwas wie einen Schlüssel zu diesem Tor geben?« fragte Bill Fleming laienhaft.

Zamorra nickte. »Es kann ein einziges Wort sein. Wer es nicht kennt, kommt hier nicht durch.«

»Wie kann man ein solches Wort erfahren?« fragte Bill nervös.

Zamorra lehnte sich erschöpft an den Landrover. »Wenn ich das bloß wüßte«, sagte er verdrossen. »Verdammt, wenn ich das bloß wüßte.«

***

Unverrichteter Dinge kehrten sie zu den Zelten zurück. Zamorra war nicht mehr ansprechbar. Er zermarterte sich das Gehirn, wollte eine Idee erzwingen, mit deren Hilfe es ihm gelingen konnte, die magische Sperre, die das Tor zur Hölle abriegelte, zu überlisten. Da ihm jedoch

keine solche Idee zuflog, war er zornig und gereizt. Nicole und Bill gingen ihm aus dem Weg. Sie ließen ihn allein mit seinen Gedanken und hofften auf morgen und darauf, daß der Professor bis dahin wieder besser gelaunt sein würde.

»Er quält sich entsetzlich«, sagte Nicole zu Bill. Sie sprach leise, damit Zamorra sie nicht hören konnte.

»Er kann es einfach nicht verkraften, daß es ein magisches Problem gibt, mit dem er nicht fertig wird«, sagte Bill. »Ich bin davon überzeugt, daß er nicht ruhen wird, ehe er einen Weg in die Hölle gefunden hat.«

»Echt Zamorra«, seufzte Nicole. »Ich habe Mitleid mit ihm.«

»Er legt kein Wert auf dein Mitleid.«

»Das weiß ich. Trotzdem ist es vorhanden.«

Die Dunkelheit setzte ein. Bill brachte die Campingleuchte. Die Gaslampe zischte hohl und spendete grelles Licht. Zamorra zog sich wortlos in sein Zelt zurück. Er legte sich auf das Feldbett, schob die Hände unter den Kopf und blickte starr nach oben. Nach wie vor wartete er auf die Erleuchtung, doch sie wollte nicht kommen. Zum Ausder-Haut-Fahren war das.

Draußen unterhielten sich Bill und Nicole mit gedämpften Stimmen. Ihr monotones Gemurmel machte den Professor schläfrig. Er war hundemüde. Trotzdem wehrte er sich gegen den Schlaf.

Doch sein Geist bestand auf seinem Recht. Langsam fielen ihm die Augen zu. Mehrmals riß er sie wütend auf. Doch dann blieben sie geschlossen. Er schlief bald tief und mit regelmäßigen Atemzügen.

Bill holte ein Stück Dauerwurst und Knäckebrot. Er teilte mit Nicole brüderlich.

»Ich seh' mal nach dem Chef«, sagte Nicole, als sie mit dem Essen fertig war.

»Vorsicht. Es könnte passieren, daß er dich aus dem Zelt rausbellt.«

»Dann belle ich zurück«, meinte Nicole achselzuckend. Leise schlich sie zu Zamorras Zelt. Sie verschwand darin. Der Professor schlief tief. Er merkte nicht, wie sie die Decke über ihn legte.

»Der Schlaf wird ihm neue Kräfte geben«, sagte Bill später, als Nicole zurückgekehrt war.

Das Mädchen gähnte hinter der vorgehaltenen Hand. »Ich glaube, wir sollten uns ebenfalls zur Ruhe begeben. Wer weiß, was uns morgen bevorsteht.«

Bill grinste. »Es kann nur schlimmer kommen, als es heute war.«

Er wartete, bis Nicole in ihrem Zelt verschwunden war, dann löschte er die Gasleuchte. Nicole hörte ihn nebenan husten. Dann ächzte sein Feldbett…

Das Mädchen schälte sich aus dem federleichten Safari-Anzug und schlüpfte in den bereitliegenden Trainingsanzug, den sie mit

vorgestreckten Händen ertasten mußte. Obwohl sie müde und von den Strapazen des Tages ausgelaugt war, konnte sie nicht einschlafen.

Zu viele Dinge durchstürmten wie wilde Demonstranten ihren hübschen Kopf.

Die Zukunft schien tückisch zu werden.

Wenn Zamorra das Tor ins Jenseits gefunden hatte… O Himmel, dann hieß es, gut aufpassen, sonst kamen sie alle drei unter die Räder der Dämonenhorden.

Bill hustete wieder. Er wälzte sich im Bett herum. Dann folgte eine fast fühlbare Stille. Es war so ruhig wie auf einem nächtlichen Friedhof. Nicole lauschte in die Dunkelheit hinein, war erpicht darauf, irgendein Geräusch zu vernehmen, aber da war nichts, das den absoluten Frieden störte.

Eigenartig?

Wieso fand sie das auf einmal eigenartig? Sollte sie nicht froh darüber sein, daß sich eine wohltuende Ruhe über das weite Land gebreitet hatte? Eine Ruhe, in der man sich sicher fühlen konnte wie in Abrahams Schoß.

Nicole Duval kannte diese Art von perfektem Frieden.

Sie hatte gelernt, an der Seite von Professor Zamorra mit der Gefahr zu leben, und nicht nur das. Sie hatte auch gelernt, eine Gefahr rechtzeitig zu erkennen.

Selbst dann, wenn sie sich – wie nun – hinter dieser tückischen Stille verbarg. Dieser Friede war so unecht, daß Nicole Duval einfach mißtrauisch werden mußte.

Was war hier im Gange?

Zamorras Assistentin setzte sich zaghaft auf. Da kam etwas auf sie zu. Etwas Undefinierbares. Sie konnte es nicht sehen, nicht hören, aber sie konnte es mit jeder Faser ihres schlanken Körpers fühlen.

Verflixt, hier war eine ganze Menge nicht in Ordnung.

Beunruhigt nagte das Mädchen an der Unterlippe. Wie sollte sie sich verhalten?

Die dünne Stoffwand des Zeltes war kein wirklicher Schutz. Wenn man es genau betrachtete, lagen sie alle drei schutzlos mitten in dieser wilden Steppe, und jeder, der ihnen feindlich gesinnt war, konnte nach Belieben über sie herfallen. Der Stoff des Zeltes würde den Angreifer nicht im mindesten von seinem Vorhaben abhalten können.

Irgend etwas ging dort draußen vor.

Unheil schlich um die drei Zelte. Nicole wußte nicht, wieso sie das so deutlich spürte. Es mußte ihr sechster Sinn sein, der sie warnte.

An Schlaf dachte sie nicht mehr.

Bei Gott, jetzt hatte sie andere Sorgen.

Sollte sie Bill wecken? Zamorra rufen? Was aber, wenn sich dann herausstellte, daß ihr bloß die überreizten Sinne einen Streich gespielt

hatten? Dann war sie bei Bill und Zamorra unten durch. Das wollte Nicole nicht riskieren.

Plötzlich vernahm sie ein kaum wahrnehmbares Knirschen.

Aha! dachte sie aufgeregt. Es ist also etwas dran an dem, was du fühlst.

Nicole wischte die Handflächen, die durch die Aufregung langsam feucht wurden, am Stoff des Trainingsanzugs trocken. Dann schwang sie die Beine nach rechts. Die Füße berührten den Boden.

Nicole Duval erhob sich, blieb reglos in der Mitte ihres Zeltes stehen, lauschte abermals und zuckte unwillkürlich zusammen, als sie das leise Klappern von Metall vernahm.

Natürlich dachte sie sofort an die Horden des Khan.

Gleichzeitig aber erinnerte sie sich an das, was Bill Fleming über diese grausamen Knochenmänner berichtet hatte. Sie stürmten wie ein schweres Unwetter durch die Nacht. Leise umherzuschleichen war nicht ihre Art.

Wer huschte dann aber hier um die Zelte?

Ein Kundschafter des Khan?

Bei diesem Gedanken rieselte es Nicole Duval kalt über die Wirbelsäule. Plötzlich hielt sie es im Zelt nicht mehr aus. Sie wollte Gewißheit haben. Nicht erst einmal hatte sie bewiesen, daß sie sehr mutig sein konnte, wenn es sein mußte, und nun mußte es sein. Mit jeder Sekunde, die sie länger im Zelt verbrachte, wuchsen ihre Erregung und ihre Furcht vor dem Ungewissen. Diese Furcht würde ein Ende haben, wenn sie wußte, was dort draußen vor sich ging.

Entschlossen trat sie aus dem Zelt.

Die Nacht hatte abgekühlt.

Oder strömte diese Kälte jemand anders aus? Kaum hatte Nicole Duval diesen Gedanken geboren, da wurden ihre Augen in eine ganz bestimmte Richtung gezwungen. Und dann entdeckte sie ihn – den Späher des Khan…

***

Ihr Herzschlag stockte.

Der Mongole stand unbeweglich zehn Meter von Zamorras Zelt entfernt. Unter der mächtigen Zobelmütze glitzerten böse Schlitzaugen. Aus dem reich verzierten ledernen Bogenfutteral ragte ein Drittel seines geschwungenen Bogens. Den Köcher mit den Pfeilen trug er auf dem Rücken. Seine Linke lag auf dem schlanken Griff seines geraden Säbels, und in der Rechten hielt er eine Lanze, deren beide Enden mit verschieden geformten Spitzen versehen war.

So viel Haß wie in diesen Augen hatte Nicole noch nie gesehen.

Ihr Puls wollte die Gelenke sprengen. Sie war so aufgeregt, daß es ihr die Kehle zuschnürte. Sie brachte keinen Laut hervor. Der Tatar

bewegte sich nun mit geschmeidigen Schritten auf sie zu. Die Glut seiner Augen verfügte über eine hypnotische Kraft. Nicole spürte ganz deutlich, wie dieser grausame Kerl sie geistig in die Knie zu zwingen versuchte.

Neun Meter noch bis zu Zamorras Zelt.

In Nicoles Kopf jagte ein Gedanke den anderen. Langsam zog der Mongole sein Schwert aus dar metallenen Scheide. Diese Bewegung war von einem schabenden Geräusch begleitet, das in den Zelten zu hören sein mußte. Doch weder Bill noch Zamorra reagierten darauf.

Beide schliefen.

Acht Meter…

Nicole dachte an Zamorras Amulett. Es hatte die Strahlung des Tataren sicherlich längst aufgefangen und schlug nun auf Zamorras Brust Alarm. Aber der Professor war von den Anstrengungen des Tages zu sehr erschöpft, um die Signale zu bemerken.

Sieben Meter…

Nicole Duval versuchte den Blick von der furchterregenden Erscheinung zu wenden. Es gelang ihr nicht. Wie mit geistigen Fingern griff der Späher nach ihrem Willen. Sie kämpfte mit ihm, wollte sich ihren Willen von dieser schrecklichen, gefährlichen Spukgestalt nicht nehmen lassen.

Sechs Meter noch, dann würde der Mongole Zamorras Zelt erreicht haben.

Nicole Duval raffte ihre gesamte psychische Kraft zusammen.

Wild bäumte sie sich gegen den geistigen Zwang des Tataren auf.

Trotzig widersetzte sie sich den gefährlichen Einflüssen des Kundschafters.

Als er auf fünf Meter an Zamorras Zelt herangekommen war, platzte der Warnruf grell aus Nicoles Mund heraus. Der Späher erstarrte. Sein mumifiziertes Gesicht verzerrte sich. Die häßlichen Zähne knirschten, daß es das Mädchen kalt überlief.

»Zamorra!« schrie Nicole aus Leibeskräften. »Zamorra!«

Ihr Schrei gellte messerscharf durch die nächtliche Stille. Bill Fleming rumorte fluchend in seinem Zelt und fand vor Schreck und Erregung den Ausgang nicht. Die Stoffwände bauschten sich nach allen Seiten.

Und dann kam Bill benommen aus dem Zelt gestolpert.

Gleichzeitig mit ihm erschien Professor Zamorra. Schlaftrunken noch, aber mit offenen, suchenden Augen. Er hatte die Fäuste wie ein Boxer hochgenommen, die Schultern ans Kinn gezogen, erwartete in jeder Sekunde einen vehementen Angriff.

Nur Nicole bekam voll mit, was nach ihrem gellenden Alarmschrei passierte. Kaum hatte sie ihn ausgestoßen, da begann die Luft vor dem Mongolen zu flimmern. In derselben Sekunde wurde die geisterhafte Gestalt durchsichtig, und einen Lidschlag später war sie so gründlich

verschwunden, als hätte es sie niemals gegeben.

Als Zamorra und Bill aus ihren Zelten schossen, war der Kundschafter des Khan spurlos verschwunden.

»Mein Gott, Nicole!« stieß Fleming verstört hervor.

»Was ist passiert?« fragte Zamorra. Er ließ die Fäuste sinken, als er festgestellt hatte, daß keine unmittelbare Gefahr bestand.

Nicole versuchte sich zu entspannen. Bill kam zu ihr. Er legte seinen kräftigen Arm um sie. »Liebe Güte, du zitterst ja ganz schrecklich!« sagte er besorgt.

»Ich werde schon wieder«, versicherte das tapfere Mädchen und kämpfte gegen das Zähneklappern an, das ihr die vibrierenden Nerven diktieren wollten.

Zamorra war jetzt hellwach. Er wußte, daß Nicole sich nicht vor einer Maus, die in ihr Zelt gelaufen war, halb tot erschreckt hatte.

Nicoles Erregung mußte einen triftigen Grund haben.

»Was hat dich so sehr erschreckt, Nicole?« fragte der Professor ernst.

»Wir hatten… Besuch, Chef«, sagte Nicole Duval, während sie Zamorra fest in die Augen blickte.

»Besuch? Von wem?« fragte Bill.

»Ich kann es mir denken«, sagte Zamorra.

»Von einem Späher des Khan«, erklärte Nicole mit belegter Stimme. Das Zittern ebbte langsam ab. Nicole löste sich sachte von Bill, bedachte ihn mit einem dankbaren Blick und nahm von ihm die Zigarette, die er ihr anbot. Er gab ihr Feuer, und sie rauchte. Erst nach dem dritten Zug wurde ihr bewußt, was sie da rauchte. Mit brennender Kehle schüttelte sie den Kopf und gab Bill die starke persische Zigarette zurück. Nur mit Mühe konnte sie den würgenden Hustenanfall unterdrücken.

Heiser berichtete sie, was sich ereignet hatte.

Zamorra hörte gespannt zu. Plötzlich schnippte er mit dem Finger.

Ein fanatisches Strahlen erfüllte seine Augen. Ihm war eine Idee gekommen, wie sie es anstellen mußten, um in den Besitz des Schlüssels zum Tor zur Hölle zu kommen…

***

Am nächsten Morgen stand Zamorras Plan fest.

Er legte ihn Nicole und Bill dar: »Wir werden dieses ganze Gebiet mit einer Vielzahl von magischen Fallen versehen. Der Landrover läßt einen weiten Aktionsradius zu. Eine Fallenkette werde ich errichten, so dicht aneinandergereiht, daß es schier unmöglich ist, daß sich keiner von diesen verdammten Spähern darin fängt.«

»Wie sollen diese Fallen denn aussehen?« wollte Bill Fleming wissen.

»Einfache, mehrere Quadratmeter große Pentagramme«, sagte Zamorra hastig. »Mit meinem Amulett über den Steppenboden

gezogen.«
»Und was geschieht, wenn sich tatsächlich einer der Kundschafter darin fängt?« fragte Bill neugierig.
»Dann wird es ihm unmöglich sein, sich von dieser Welt abzusetzen. Die magische Falle wird verhindern, daß er sich in Luft auflöst. Wir können dem Mongolen dann all die Fragen stellen, auf die wir die Antwort noch nicht kennen.«
Gleich nach dem Frühstück setzten sie sich in den Landrover. Ein arbeitsreicher Tag nahm seinen Anfang. Bill mußte das Fahrzeug alle zwanzig Meter stoppen. Zamorra schnellte aus dem Wagen und riß mit seinem silbernen Talisman den Steppenboden in Pentagrammform auf.
Zurück in den Landrover. Weiter. Nach zwanzig Metern dasselbe.
Zamorra arbeitete wie ein Besessener, denn er wußte, daß ihm diese Fallen den gewünschten Erfolg bringen würden. Der Khan sandte laufend Späher aus, die die Lage für ihn auskundschaften sollten, und zumindest einen von diesen ausgesandten Mongolen mußten sie in ihre Gewalt bringen. Daß es gelingen würde, darüber bestand für Professor Zamorra nicht der geringste Zweifel.
Er war aufgekratzt und unermüdlich, denn er wußte, daß er sich nun endlich auf der Straße des Erfolgs befand.
Bill Fleming sah die Sache etwas weniger optimistisch. Er teilte Zamorras Optimismus nur bedingt. Okay, auch er war der Ansicht, daß es so klappen konnte. Sie würden einen von diesen Spähern fangen, davon war auch er überzeugt.
Aber war das denn schon der große Erfolg?
Es war im Grunde genommen doch erst der Anfang dieses Abenteuers. Die wahren, weit größeren Gefahren erwarteten sie, wenn sie die Schwelle des Höllentores überschritten hatten, und es war mehr als fraglich, ob es ihnen gelingen würde, im Jenseits Dschingis Khan zu besiegen und heil in diese Welt zurückzukehren. Hinter dem Tor zur vierten Dimension wartete eine ganze Menge von Risikofaktoren auf sie. Ein gefährlicher Spießrutenlauf würde das werden, ein Hindernisrennen gegen die Knochenmänner des Khan.
War es bei diesen Aussichten wirklich angeraten, so optimistisch zu sein, wie es Zamorra war?

***

Bis zum späten Abend waren sie unterwegs.
Dann standen Zamorras Fallen. Ein riesiger Drudenfußring schloß eine unüberschaubare Fläche ein, die bis an den Horizont reichte.
Obwohl Zamorra Unmenschliches geleistet hatte, war er nicht mehr müde als Bill und Nicole.
Zu den Zelten zurückgekehrt, aßen sie Trockenfleisch und weiße

Bohnen. Danach zog Zamorra seinen letzten Drudenfuß. Diesmal um die drei Zelte, damit sie in dieser Nacht keine unliebsamen Überraschungen erlebten.

Nun konnten sie sicher sein, daß ihre Nachtruhe nicht noch einmal gestört wurde. Sie begaben sich früh zu Bett, denn Zamorra hatte gesagt: »Morgen müssen wir noch vor Tagesanbruch raus.«

»Puh«, hatte Nicole daraufhin gemacht. »Wie gut haben es dagegen andere Sekretärinnen. Sie beginnen um neun und hören um siebzehn Uhr auf. Dazwischen tippen sie ein paar Briefe, kochen Kaffee, flirten mit dem Chef…«

Zamorra lächelte das hübsche Mädchen amüsiert an. Es war keine Beschwerde, die Nicole da vorbrachte. Er kannte sie besser. Jobs von der Sorte, die Nicole soeben geschildert hatte, hätten sie zu Tode gelangweilt.

»Das Flirten mit dem Chef ist dir unbenommen«, sagte der Professor.

Nicole winkte müde ab. »Das klappt doch bei uns beiden aus zwei Gründen nicht: Erstens hast du immer bloß deine Geister und Dämonen im Kopf. Und zweitens laugt mich die Arbeit an deiner Seite so sehr aus, daß ich einfach zu müde für einen schicken kleinen Flirt bin.«

»Wir werden das nachholen, wenn wir wieder zu Hause auf Château de Montagne sind, einverstanden?« sagte Zamorra schmunzelnd.

Nicole hob mit bedenklicher Miene eine Augenbraue und sagte unsicher: »Vorausgesetzt, wir sehen unser geliebtes Schloß im schönen Loire-Tal jemals wieder.«

***

Zamorra machte Platz für die Landkarten, nachdem sie ein kräftigendes Frühstück zu sich genommen hatten. »Nun kommt die Stunde der Wahrheit«, sagte er. Seine Züge waren straff, in seinen Augen glänzte eine ungebrochene Vitalität. Der erquickende Schlaf von der vergangenen Nacht hatte ihn voll regeneriert. Er war von einem unbeugsamen Tatendrang erfüllt.

Noch war der Tag nicht angebrochen.

Die Campingleuchte spendete Licht.

Zamorra breitete auf dem Tisch die erste Karte aus. Dann fegte er die Silberkette von seinem Hals. Er begann den Plan systematisch auszupendeln. Überall da, wo Zamorra ein Pentagramm in die Steppe geritzt hatte, hatte Nicole Duval auf dem Plan mit einem grünen Filzstift einen Punkt gemacht.

In nervöser Spannung schauten Nicole und Bill dem Professor zu.

Langsam wurde der Himmel im Osten grau. Ein neuer Tag brach an. Ein Tag, von dem niemand sagen konnte, wie er enden würde.

Der erste Plan flog vom Tisch. Zamorra breitete die nächste

Detailkarte aus. Wieder pendelte das Amulett über das Papier. Mit fieberndem Blick suchte Zamorra nach einem kleinen verräterischen schwarzen Punkt, der das Zeichen dafür sein würde, daß einer der Mongolenkundschafter in seine Falle getappt war.

Ärgerlich wischte Zamorra auch den zweiten Plan beiseite. »Wieder nichts!« zischte er enttäuscht. Bill warf Nicole einen raschen Blick zu. Nicole verstand, was Bill ihr mitteilen wollte, und sie nickte kaum merklich.

Die dritte Karte lag nun auf dem Tisch. Kleine graue Hektikflecken hatten sich auf Zamorras Wangen gebildet. Er leckte sich hastig über die trockenen Lippen, startete dann den nächsten Versuch, wollte nicht akzeptieren, daß seine Idee keine Früchte trug. Plötzlich stieß er einen hellen Freudenschrei aus. Einer der grünen Punkte auf der Landkarte war unter dem Einfluß des schwingenden Amuletts schwarz geworden.

»Seht nur, seht! Es hat geklappt. Ich hab's gewußt, daß es gelingen würde. Es hat funktioniert. Eine von diesen verdammten Bestien ist in unsere Falle gegangen.« Mit beiden Händen streifte sich Zamorra die Silberkette über, und dann raffte er mit beiden Händen die Landkarte vom Tisch. »Freunde«, tönte er überschwenglich, »unsere große Stunde ist gekommen!«

Nicole machte schnell Ordnung.

Dann schwang sie sich zu »ihren« Männern in den startbereiten Landrover.

Bill ließ das Fahrzeug abzischen. Zamorra, mit dem Plan auf den Knien, sagte dem Amerikaner, wo er langfahren mußte. Langsam gewöhnten sie sich an die rüttelnde und schüttelnde Fahrt über Stock und Stein. Der Motor des Landrovers dröhnte. Das kräftige geländegängige Fahrzeug schoß der aufgehenden Sonne entgegen.

Sie hörten schon von weitem das Gebrüll des gefangenen Mongolen. Kurze Zeit später sahen sie ihn.

Der Späher des Khan gebärdete sich wie verrückt. Er schrie, fluchte, kreischte und tobte. Er rannte immer wieder gegen die unsichtbaren Wände an, zwischen denen er gefangen war. Es war ihm unmöglich, aus Zamorras Falle auszubrechen. Er hieb mit seinem Schwert durch die Luft, schmetterte es gegen die magischen Wände, trat mit den Füßen um sich, heulte und schimpfte, und Bill Fleming, der soeben den Wagen zum Stehen gebracht hatte, wunderte sich darüber, daß er jedes Wort des Mongolen verstehen konnte. Zamorras Pentagramm machte die fremden Worte des Tataren verständlich.

Der Professor jumpte begeistert aus dem Landrover.

Bill und Nicole wollten ihm folgen.

Zamorra bedeutete ihnen, sie sollten hinter ihm bleiben. Der Parapsychologe trat an den riesigen Drudenfuß heran. Der Mongole

wandte ihm seine mumifizierte Fratze zu und verfluchte ihn, doch damit konnte er Zamorra nicht erschüttern. Furchtlos blickte der Professor seinen Gefangenen an. Der Mongole war zwar bis an die Zähne bewaffnet, aber es drohte Zamorra von ihm keinerlei Gefahr, weil es ihm unmöglich war, die Linien des Pentagramms zu überschreiten.

»Wie ist dein Name?« fragte Zamorra den Gefangenen schroff.

»Bist du für diesen verdammten Zauber verantwortlich?« schrie der Mongole wutschäumend.

»Ja.«

»Dafür werde ich dich mit meinem Schwert in Stücke schlagen.«

»Versuche es.«

»Ich werde freikommen.«

»Das gelänge dir nur dann, wenn ich diesem magischen Zeichen die Kraft nehmen würde.«

»Wer bist du?« fragte der Tatar mit einem feindseligen Zischen.

»Mein Name ist Zamorra. Man nennt mich den Meister des Übersinnlichen.«

»Pah, du bist ein ganz gewöhnlicher, lächerlicher Mensch. Ich werde es dir beweisen, sobald ich aus diesem verfluchten Pentagramm draußen bin. Vierteilen, zerhacken werde ich dich, Zamorra. Ich werde dir die Gedärme aus dem Bauch reißen, du verdammter Idiot. Wie kannst du es wagen, dich an einem Späher des Khan zu vergreifen?«

»Ihr habt auf dieser Welt nichts mehr zu suchen. Eure Zeit ist vorbei!«

»Irrtum, Zamorra. Unsere Zeit ist wiedergekommen!« röhrte der Kundschafter. Surrend sauste sein Schwert durch die Luft. Er wollte damit Zamorra treffen, doch die Klinge klirrte erneut gegen jene unsichtbare Wand, die den Mongolen von Zamorra trennte.

Langsam kroch die Sonne im Osten am Himmel hoch. Der Mongole litt unter ihren grellen Strahlen, denn er war auf sie nicht vorbereitet, wie es die anderen Kundschafter waren, die der Khan am Tag einsetzte. Wütend schaute er sich nach dem hochsteigenden Glutball um. »Ich hasse dich, verdammte Sonne!« schrie er mit grünem Schaum auf den trockenen Lippen.

»Wie heißt du?« wollte Zamorra erneut wissen.

»Batu! Merke dir diesen Namen gut, Zamorra. *Batu!* Von Batus Hand wirst du krepieren. Und dieses Mädchen und dein Freund ebenfalls, wenn du mich jetzt nicht auf der Stelle freigibst.«

»Hör zu, Batu, ich schlage dir ein Geschäft vor.«

»Ich mache kein Geschäft mit einem Narren!« brüllte der Mongole außer sich vor Zorn. Er stampfte mit seinen Beinen auf und stieß wüste Verwünschungen aus.

»Wann begreifst du endlich, daß du dich in meiner Gewalt befindest, Batu?« fragte Zamorra scharf.

»Ich habe dich nicht zu fürchten, denn ich bin mächtiger als du! Ich vermag Dinge zu tun, von denen du noch nicht einmal geträumt hast!«

»Dann versuch doch mal, einen Schritt aus diesem Pentagramm zu tun, das ich geschaffen habe!« sagte Zamorra spöttisch.

»Man wird dich köpfen, Zamorra, und deinen Leib wird man Geiern zum Fraß vorwerfen.«

»Hör endlich mit deinem idiotischen Säbelgerassel auf!« sagte Zamorra schneidend. »*Ich* kann hier die Bedingungen stellen. Erfüllst du sie, lasse ich dich laufen, denn du bist ein zu kleiner Fisch für mich. Ich will Dschingis Khan haben!«

Batu warf den Kopf wild zurück und stieß ein heiseres Gelächter aus. »Er ist wahnsinnig. Er will sich mit dem Khan anlegen. Warum forderst du nicht gleich den Fürsten der Finsternis zum Kampf heraus, Zamorra?«

Zamorras Augen wurden schmal. »Ihr habt sechs Dörfer dem Erdboden gleich gemacht. Fünf auf russischem und eines auf persischem Staatsgebiet. Ich werde nicht zulassen, daß ihr ein siebentes Dorf verwüstet.«

Wieder lachte der Mongole grell. »Sag mal, für wen hältst du dich, Zamorra? Wie willst du dich denn gegen die Horden des Khan stellen? Kein Mensch schafft das.«

Zamorra nickte und wies auf den Boden. »Nicht hier. Nicht auf dieser Welt. Ich weiß, daß es mir hier nicht möglich wäre, den Khan zu vernichten. Aber in seiner Welt würde ich es schaffen, davon bin ich überzeugt.«

»Größenwahnsinniger Dummkopf!« höhnte Batu. »Womit willst du Jammergestalt den großen Dschingis Khan denn vernichten?«

»Das laß getrost meine Sorge sein. Was ich von dir wissen will, ist folgendes: Wir haben das Tor zur Hölle gefunden, aber uns fehlt der Schlüssel, um es zu öffnen. Was müssen wir tun oder sagen, damit sich das Tor für uns auftut?«

»Narren! Ihr seid drei verdammte Narren! Ihr solltet froh sein, daß das Tor für euch geschlossen bleibt. Wißt ihr denn nicht, was euch im Jenseits erwartet? Die Horden des Khan werden über euch herfallen und euch auf die grausamste Weise, die ihr euch denken könnt, vernichten. Ihr würdet den Tag verfluchen, an dem euch der Schoß eurer Mutter in die Welt gesetzt hat…«

In die Schreie des Mongolen mengte sich immer häufiger ein heftiges Ächzen. Die höhersteigende Sonne spießte ihn mit ihren Lichtlanzen auf. Sein graues Gesicht verformte sich, nahm einen qualvollen Ausdruck an.

Zamorra lächelte mitleidlos. »Die Sonne ist deine Feindin, nicht

wahr?«
»Ich hasse sie!« zischte der Tatar.
»Sie wird dich mit ihrem grellen Licht und mit ihrer sengenden Hitze viele Stunden peinigen, Batu. Zu Mittag, wenn sie ihren höchsten Stand erreicht hat, wird sie dich mit ihren gebündelten Strahlen niederknüppeln. Ihre Glut wird dich langsam ersticken lassen. Du wirst um Gnade winseln, doch ich werde nicht mehr hier sein. Willst du ein solches Ende nehmen? Entscheide dich schnell, Batu. Ich habe nicht mehr viel Zeit!«
Der Mongole ächzte. Er wankte. Seine gräßliche Fratze wandte sich von der gleißenden Sonne ab.
»Ich wünsche dir einen tausendfachen Tod, Zamorra!« schnaufte der Späher.
Zamorra trat einen Schritt zurück. »Das war deine letzte Chance, Batu. Du hast sie vertan. Nun wirst du ein schreckliches Ende nehmen!«
Der Mongole knirschte mit seinen häßlichen Zähnen. Der Zwiespalt in seiner knöchernen Brust wurde immer größer. »Ich bin kein Verräter«, schrie er wütend.
Zamorra machte Nicole und Bill ein Zeichen. Sie kehrten zum Landrover zurück. Als sich der Professor umwandte, kreischte Batu:
»Warte, Zamorra. Deine Seele wird in der siebten Hölle rösten, dafür werde ich sorgen!«
»Womit kriege ich das Tor zum Jenseits auf?« fragte Zamorra scharf. Er war halb umgewandt und ließ Batu nicht daran zweifeln, daß auch er zum Wagen zurückkehren würde.
Der Mongole senkte sein grauenerregendes Haupt. »Ich darf es nicht sagen!« stöhnte er gequält. »Es ist mir verboten, dieses Geheimnis preiszugeben.«
»Dann wirst du hier elend zugrunde gehen.«
»Diese verfluchte Sonne!« röchelte Batu.
»Sag mir, was ich wissen will – und ich lasse dich frei.«
Batu lachte knurrend. »Du fühlst dich wohl verdammt sicher, was?«
»Wieso?«
»Wenn du mich freiläßt, werde ich dich töten!« fauchte der Mongole mit glühenden Augen.
»Das Risiko nehme ich auf mich«, erwiderte Zamorra entschlossen. »Den Schlüssel, Batu!« verlangte er eindringlich.
Der Mongole senkte den Kopf. Kaum hörbar sagte er: »Du mußt den Namen unseres Führers nennen.«
»Dschingis Khan?« fragte Zamorra ärgerlich. »Diesen Namen habe ich genannt. Du lügst, Batu.«
»Ich meine nicht diesen Namen, sondern den anderen.«
»Temudschin?«

»Ja«, sagte Batu, und im selben Moment geschah etwas, womit weder der Mongole, noch Zamorra gerechnet hatten. Die Mächte des Bösen bestraften den Späher auf der Stelle für diesen Verrat. Das von Zamorra geschaffene Pentagramm entflammte mit einemmal.

Dicke, heiße Feuerzungen schossen von allen Seiten auf den gefangenen Mongolen zu. Das Höllenfeuer packte die Knochengestalt und schleuderte sie kraftvoll zu Boden. Batu brüllte entsetzt auf. Er schlug wie toll um sich, rollte innerhalb des brennenden Drudenfußes über den Boden, zitterte, zuckte, heulte und verstummte schließlich. Kaum waren seine markerschütternden Schreie abgerissen, da fiel das Feuer über seinem Körper zusammen. Sein Leib zerfiel zu Staub, und zwar so restlos, daß innerhalb weniger Augenblicke nichts mehr von ihm zu sehen war.

Zamorra kehrte zu Nicole und Bill zurück.

Die beiden schauten ihn erschüttert an.

»Die Hölle hat ihn für den Verrat bestraft«, sagte Zamorra, während er sich neben Bill setzte. »Ich konnte es nicht verhindern.«

»Hättest du ihn wirklich laufenlassen?« fragte Fleming verblüfft.

»Er hatte mein Wort«, sagte Zamorra.

»Er hätte dich umgebracht.«

Zamorra schüttelte den Kopf. »Ich hätte ihn mir mit dem Amulett vom Leib gehalten.«

»Und nun?« fragte Bill.

»Zum Höllentor«, sagte Zamorra mit fester Stimme. »Nun wird es nicht mehr vor uns verschlossen bleiben, denn jetzt kennen wir den Dämonen-Code!«

***

Das Leben in jenem kleinen Gebirgsdorf, in dem Chana wohnte, war inzwischen weitergegangen.

Längst war die Schwellung an Tabe Hamads gebrochenem Bein abgeklungen. Das Bein war von Chana und Tehar Parandeh geschient und bandagiert worden. Wenn Hamad im Bett lag, hatte er keinerlei Beschwerden. Jedenfalls keine körperlichen. Um so mehr litt er an den seelischen Qualen, von denen er neuerdings befallen war. Schuld an dieser psychischen Pein waren Chana und sein Komplize Parandeh.

Hamad starrte die weiße Zimmerdecke an. Haß loderte mit kaltem Feuer in seiner Brust. Er beobachtete eine Spinne, die sich schnell auf ihr Netz zubewegte, weil sich darin eine fette Fliege gefangen hatte.

Hamad lag allein im Raum. Verdammt noch mal, die meiste Zeit lag er allein. Parandeh fand immer einen Vorwand, um sich mit Chana davonzustehlen. Die beiden dachten wohl, er, Hamad wäre blöde. Wie konnten sie glauben, daß er ihr verstecktes Spiel nicht durchschaute?

Er wußte ganz genau, daß es zwischen den beiden gleich beim ersten

Zusammentreffen gefunkt hatte. Liebe auf den ersten Blick nennt man so etwas. Chana und Tehar. Seit dem Tag, wo Hamad mit dem Komplicen in dieses Dorf gekommen war, waren die beiden ein Herz und eine Seele.

Aus diesem Grund haßte Hamad seinen Freund. Zum Teufel, er hatte ihn nicht mitgenommen, um ihm dann Chana zu überlassen.

Chana hatte damals in Teheran ihm gehört, und sie sollte nun wieder ihm gehören. Ihm! Nicht Tehar Parandeh. Der hatte nicht das geringste Recht auf das Mädchen.

Eine Frechheit sondergleichen war es, daß die beiden ihn so unverfroren hintergingen. Das wollte sich Hamad unter gar keinen Umständen bieten lassen. Verflucht noch mal, er war nicht der Trottel, für den sie ihn hielten. Er würde es ihnen beweisen. Immerhin besaß er noch den Revolver. Und es waren noch genug Patronen in der Trommel, die eine Entscheidung herbeiführen konnten, die nach seinem Geschmack war.

In aller Heimlichkeit krochen sie zusammen.

Hamad schlug mit der Faust gereizt auf das Bett.

Die Spinne hatte inzwischen die Schmeißfliege erreicht. Jetzt – ein schneller Biß. Die Fliege regte sich nicht mehr. Töten. So war die Natur. Die ganze Welt war darauf ausgerichtet. Man muß töten, um zu leben. Und Hamad mußte töten, um zu überleben, um Chana für sich zurückzugewinnen.

So leicht lasse ich mich nicht ausboten! schrie es in Hamad. Chana gehört mir. Ich habe sie vor einiger Zeit besessen. Dieses Besitzrecht gilt noch. Ich habe sie bloß verlegt, vorübergehend aus den Augen verloren, das ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß sie immer noch mein Eigentum ist – jedenfalls, solange ich darauf Wert lege.

Zähneknirschend schwor sich Hamad auf dem Krankenlager, Chana zurückzuholen. Ihre Liebe zu Parandeh hatte keine Existenzberechtigung. Zugegeben, Tehar sah wesentlich besser aus als er. Aber was ist schon ein Gesicht. Was sind schon ebenmäßigere Züge, eine kürzere Nase, hellere Zähne?

Er, Hamad, hatte das ältere Recht auf Chana – und das wollte er demnächst geltend machen.

Chana hatte inzwischen erfahren, daß Parandeh und Hamad geflohen waren. Es störte sie nicht. Vor allem bei Parandeh störte es sie nicht. Ihm hätte sie sogar einen Mord verziehen, so vernarrt war sie in ihn.

»Mein Haus ist euer Haus«, hatte sie zu Parandeh und Hamad gesagt. »Ihr könnt bleiben, solange ihr wollt. Ich werde euch nicht verraten.« Dabei hatte sie Parandeh mit verklärten Augen angesehen, daß Hamad vor Wut beinahe die Wand hochgeklettert wäre. »Natürlich«, hatte Chana fortgesetzt, »können wir euren Aufenthalt in diesem Dorf nicht geheimhalten…«

»Was werden die Dorfbewohner tun?« fragte Hamad nervös.

Chana blickte auf ihre Füße. »Ein Mädchen, das mit zwei Männern in einem Haus wohnt…« Sie lächelte. »Die Leute werden vor mir ausspucken.«

»Werden sie etwas gegen uns unternehmen?« fragte Hamad schnell.

Chana schüttelte den Kopf. »Sie werden einen großen Bogen um uns machen. Sie werden uns meiden, als hätten wir drei eine ansteckende Krankheit.«

Hamad grinste. »Das kann uns nur recht sein.«

»Gefahr droht euch nur von einem einzigen Mann«, sagte Chana mit besorgter Miene. »Von unserem Mullah.«

Hamad setzte sich auf. »Was wird er tun?«

»Einmal im Monat verläßt er unser Dorf auf seinem Esel, um seinen amtlichen Verpflichtungen nachzukommen. Wenn er weiß, daß ihr entsprungene Häftlinge seid, wird er sich mit der Polizei in Verbindung setzen.«

Jetzt lag Hamad auf dem harten Krankenlager, beobachtete die Spinne, die die Fliege fraß, und dachte an den Mullah, den er sich demnächst mal kaufen mußte. Er baute auf seinen Revolver. Damit wollte er den alten Mann tüchtig einschüchtern und ihm unmißverständlich zu verstehen geben, daß er ihn über den Haufen schießen würde, wenn er sie bei der Polizei verpfiff. Hamad war sicher, daß er beim Mullah sein Ziel erreichte.

Diese Sache hatte noch etwas Zeit.

Vorrang hatte im Moment das andere: er mußte die junge Liebe zwischen Parandeh und Chana torpedieren, und er wußte auch schon, wie er das anstellen würde. Die beiden hatten ihn lange genug allein gelassen. Er hatte sehr viel Zeit gehabt, an seinem Plan zu feilen. Es würde ihm nicht schwerfallen, mit Parandeh aus dem Dorf zu gehen. Er würde Tehar unter irgendeinem Vorwand von hier fortlocken…

Und er würde ohne Tehar Parandeh hierher zurückkehren.

Danach würde es kein Hindernis mehr zwischen ihm und Chana geben.

Ein Toter ist kein Hindernis, das man ernstnehmen muß.

***

Da standen sie – vor dem Tor zur Hölle.

Eine Nervosität, die kaum zu bezähmen war, kribbelte in ihrem Nacken. Nicole Duval hielt sich vorbildlich. Zamorra war stolz auf seine Assistentin. Keiner von ihnen konnte wissen, was auf sie einstürmte, sobald sie die Schwelle ins Jenseits überschritten hatten.

Trotzdem wichen weder Nicole noch Bill von Zamorras Seite. Sie bildeten zu dritt eine Einheit, die sich drüben, in jener unergründlichen, gefahrvollen vierten Dimension, verbissen zu

behaupten versuchen würde.
Es galt, den Horden des Dschingis Khan Einhalt zu gebieten.
Der Mongolensturm von einst – an Grausamkeiten nicht zu überbieten – war genug. Eine Neuauflage dieser Schreckenstaten war auf dieser Welt nicht willkommen.
Bill Fleming drückte Nicole eine Pistole in die Hand.
Das Mädchen schaute den Amerikaner verwirrt an. »Was soll das, Bill? Denkst du, daß wir damit dort drüben etwas ausrichten? Mit gewöhnlichen Kugeln?«
Bill schaute auf die Pistole, die in seiner Hand lag. »Sie gibt einem wenigstens das Gefühl, nicht ganz wehrlos dorthin zu gehen.«
»Ebensogut könntest du dich mit einem Schaumgummischwert bewaffnen«, sagte Nicole realistisch. Sie wollte Bill die Waffe zurückgeben.
Da sagte Zamorra: »Vielleicht kann ich die Wirkung der Waffen erhöhen.«
»Womit?« fragte Nicole.
Zamorra nahm sein Amulett ab und bat Bill und das Mädchen, die Waffen zu entladen und ihm sämtliche Patronen zu geben. In die sechzehn Patronen feilte er mit der scharfen Kante seines silbernen Talismans ein kaum wahrnehmbares Kreuz, dann gab er die Munition zurück. »Hoffentlich reicht das«, sagte er seufzend.
Bill und Nicole luden ihre Waffen. Als sie damit fertig waren, fragte Zamorra: »Seid ihr bereit?«
Nicole nickte stumm.
Bill feixte. »Du kannst mit deinem Zauber beginnen.«
Zamorra trat mit ernster Miene einen Schritt vor. Er malte dieselben Zeichen wie schon einmal in die Luft, und er murmelte die gleichen Beschwörungsformeln. Wieder knisterte die Luft über ihren Köpfen. Zamorra füllte mit einem kräftigen Atemzug seine Lungen, und dann brüllte er den Namen des grausamen Heerführers der Mongolen mit voller Lautstärke heraus: »T-e-m-u-d-s-c-h-i-n-!«
Da fing die Erde an zu beben. Schwefelartige Dämpfe stiegen aus tiefen Spalten, die von einem grellen Feuer erhellt waren. Grauenvolle Nebelvisionen umtanzten Nicole, Zamorra und Bill. Um sie herum versank die Welt. Ein Heulen und Brausen erfüllte die Luft, so laut, daß es in den Ohren schmerzte. Für kurze Zeit waren sie mit völliger Blindheit geschlagen. Zeit und Raum vermengten sich zu einem unentwirrbaren Knäuel. Jegliche physikalische Ordnung wurde total auf den Kopf gestellt. Das höllische Lärmen blieb allmählich hinter den dreien zurück. Das Beben verebbte unter ihren Füßen, die atemraubenden Schwaden zerfaserten und verflüchtigten sich und gaben den Blick auf eine unwirtliche, karstige Landschaft frei.
Zamorra wandte sich um. Mit fanatisch leuchtenden Augen sagte er

zu Nicole und Bill: »Das ist es – das Reich der Dämonen!«

***

Nicole hob den Blick. Dort oben war eine Sonne, in die sie sehen konnte, ohne die Augen auch nur ein bißchen zusammenkneifen zu müssen. Der Schein dieses Himmelskörpers wurde auf eine geheimnisvolle Weise gefiltert. Das diesige Licht breitete sich über die ganze Gegend. Es war heller als in einer Vollmondnacht, doch diese Helligkeit erreichte nicht die Werte des weltlichen Tageslichtes.

Weit und breit kein Baum, kein Strauch, nicht einmal ein Grashalm. Nur trockene, rissige Erde und buckelige Felsen, die zu einer massiven Bergkette anwuchsen.

Unwillkürlich dachte Bill Fleming an den Landrover. Er drehte sich mit einem schnellen Ruck um. Das Fahrzeug hatte die Reise ins Jenseits nicht mitgemacht. Sie würden zu Fuß durch diese öde Trostlosigkeit wandern müssen.

»Wie fühlt ihr euch?« fragte Zamorra fürsorglich.

Bill hob die Schultern. »Unverändert. Bis auf das mulmige Gefühl, das sich durch meine Eingeweide wühlt.«

Nicole stimmte diesen Worten nickend zu.

Bill fragte gespannt: »Und wo ist nun Dschingis Khan?« Fleming machte den Hals lang und fuhr fort: »Ich kann ihn und seine verdammten Horden nirgendwo entdecken. Fast scheint es mir, als wä- ren wir drei die einzigen Lebewesen in dieser gottverlassenen Gegend.«

Zamorra lächelte kurz. »*Gottverlassene* Gegend ist eine treffende Bezeichnung für dieses Land. Ich schlage vor, wir begeben uns zunächst einmal zu dieser Felsformation. Wir brauchen einen gedeckten Rücken… für den Fall, daß wir angegriffen werden.«

Der Amerikaner riß die Augen auf. »Rechnest du mit einem Angriff?«

Zamorra hob die Schultern. »Vergiß nicht, wo wir uns befinden, Bill. Hier müssen wir mit den schlimmsten Gemeinheiten rechnen, zu denen Dämonen fähig sind.« Zamorra übernahm die Führung.

Mit festem Schritt hielten sie auf die karstigen Gesteinsbuckel zu, und während sie gingen, schweiften ihre aufmerksamen Augen ständig umher. Die Felsen, an denen sie vorbeischritten, nahmen an Größe zu. Bald waren die Gesteinsbrocken so hoch, daß Zamorra, Nicole und Bill von ihnen überragt wurden. Dazwischen boten sich gute Möglichkeiten, sich zu verstecken.

Plötzlich trommelten Pferdehufe über den Boden.

Bill und Nicole erstarrten.

»Schnell!«, zischte Zamorra. »Jeder sucht sich einen Schlupfwinkel.«

Unzählige Hufe hämmerten über die Erde. Zamorra, Nicole und Bill stoben in großer Eile auseinander. Fleming jagte auf einen dunklen

Felsspalt zu. Pferdegeschirr rasselte. Das Stampfen der Hufe war nun schon so laut, daß die Reiter schon in der nächsten Sekunde auftauchen mußten.

Bill warf sich in die schützende Dunkelheit hinein. Aufgewühlt drehte er sich um. Der Atem stockte ihm, als er sah, daß Nicole immer noch mit wirbelnden Beinen lief. Gott im Himmel, wenn sie sich nicht beeilte, würden die Mongolen sie entdecken.

Jetzt sprang auch sie. Die Knochenmänner des Khan tauchten im selben Moment auf. Zehn Reiter waren es, grausige Folterknechte mit hellwachen, feurigen Augen, denen kaum etwas entging. Einer von ihnen riß wild am Zügel. Das schwarze Pferd stieg wiehernd hoch, Speichel klatschte auf den Boden. Der Mongole riß mit einer blitzschnellen Bewegung sein Schwert aus der Scheide. Mit der scharfen Klinge wies er auf die Felsspalte, die Nicole Duval aufgenommen hatte. Es gab hier im Dämonenreich nur eine einzige Sprache, deshalb konnte Bill Fleming verstehen, was der Mongole brüllte: »Holt mir dieses Mädchen!«

***

Flemings Kopfhaut zog sich schmerzhaft zusammen.

Nicole in Lebensgefahr! Die Hand des Amerikaners zuckte zur Pistole. Jetzt würde es sich weisen, ob Zamorra die Wirkung der Patronen erhöhen konnte. Bill zog die Waffe langsam aus dem Gürtel.

Schweiß perlte auf seiner Stirn, begann zu fließen, rann ihm in die Augen, brannte da wie Feuer. Unwillig wischte er die Tropfen fort.

Gebannt schaute er zu den Reitern hinüber. Zamorra war nirgendwo zu entdecken.

Neun Mongolen sprangen wie wild gewordene Teufel aus ihren Sätteln.

Sie stürzten sich auf den dunklen Spalt zwischen den beiden Felsen.

Da krachte ein Schuß. Nicole hatte mit entsicherter Waffe und bis zum Hals hinauf klopfendem Herzen auf die anstürmenden Kerle gewartet. Als der erste nach ihr fassen wollte, hatte sie den Stecher durchgezogen. Die Pistole hatte sich in ihrer Hand aufgebäumt.

Brüllend hatte sich die Waffe entladen. Eine grelle Feuerblume war an der Pistolenmündung aufgeplatzt und hatte dem Mongolen die von Zamorra präparierte Kugel mitten in die häßliche Fratze geschleudert.

Der Angreifer war von dem Geschoß zurückgeworfen worden.

Ein heulender Schrei war aus seiner dürren Kehle geflogen, er war gegen die knöchernen Leiber seiner Gefährten geprallt. Sie fingen ihn auf, schleuderten ihn zur Seite, er fiel zu Boden, war nicht tot, aber kampfunfähig.

Nicole schoß sofort wieder.

Ein zweiter Mongole fiel schreiend um. Und noch einmal drückte das

tapfere Mädchen ab. Doch diese Kugel und zwei weitere verfehlten ihr Ziel. Die Mongolen droschen ihr die Waffe aus der Hand.

Der Schlag war so schmerzhaft, daß Nicole, obwohl sie die Lippen fest aufeinanderzupressen versuchte, einen heiseren Schrei ausstoßen mußte. Viele grauenerregende Hände packten Nicole.

Man riß sie brutal aus ihrem Versteck.

Sie stemmte die Beine gegen die schrecklichen Kerle, doch diese Männer verfügten über unwahrscheinliche Kräfte, denen Nicole Duval nichts entgegenzusetzen vermochte.

Die Mongolen schleppten das Mädchen zum Pferd ihres Anführers.

Als Bill Fleming das sah, drehte er durch. Schießend jagte er aus seinem schützenden Schlupfwinkel. Er verfeuerte das ganze Magazin auf die Horrorgestalten, die sich ihm sofort zuwandten und ihn unverzüglich angriffen.

Zwei von ihnen streckte auch er nieder.

Inzwischen erhoben sich aber die beiden anderen wieder, die Nicole Duval niedergeschossen hatte. Sie hatten die Kraft der Kugeln verdaut, wenn der grausige Scherz erlaubt ist: Sie waren wieder so gut wie neu.

Die Mongolen attackierten Bill mit ungestümer Härte.

Der Amerikaner drosch ihnen die leergeschossene Waffe in die Gesichter. Er trat nach ihnen, warf diejenigen ab, die ihn niederringen wollten. Doch es waren zu viele Gegner. Sie mußten ihn einfach besiegen. Brutal rissen sie ihm die Beine unter dem Körper fort.

»Zamorra!« brüllte Bill, und er bäumte sich verzweifelt in der Umklammerung der Mongolen auf. »Zamorra!«

Inzwischen hatte der Anführer der Mongolen Nicole Duval zu sich aufs Pferd gerissen. Jetzt folgte ein leichter Schenkeldruck. Der prächtige Rappe streckte sich und schoß davon wie ein von der Sehne schnellender Pfeil.

In diesem Moment entdeckte Fleming seinen Freund.

Zamorra hatte einen der Felsen erklommen, ohne daß es die Mongolen bemerkt hatten. Jetzt setzte er zum Sprung an. Im nächsten Augenblick saß er im Sattel eines Tatarenpferdes. Er trieb dem Tier die Fersen in die Flanken und nahm atemlos die Verfolgung des Mongolenführers auf, der Nicole Duval zu Dschingis Khan bringen wollte.

Bill stellten sich die Haare auf, als er sah, was nun geschah.

Er konnte es nicht verhindern, brüllte: »Zamorra, paß auf!«

Zwei Mongolen hatten ihre Bogen aus dem Lederschaft gerissen.

Die schlanken Pfeile lagen bereits auf der kräftigen Sehne. Ein kurzes Surren. Bill schloß entsetzt die Augen. Die gefährlichen Pfeile waren unterwegs. Sie erreichten das Pferd, auf dem Zamorra saß.

Wie vom Blitz getroffen brach das Tier zusammen.

Zamorra sauste kopfüber durch die Luft, knallte hart auf den Boden,

rollte sich ab. Sand knirschte zwischen seinen Zähnen, und ein höllischer Schmerz hockte in seiner Schulter.

Benommen kam er auf die Beine.

Da hörte er die Tataren mit wütendem Geheul heranstürmen…

***

Keuchend kletterte Zamorra über die buckligen Felsen. Er hatte zwei Mongolen dicht auf den Fersen. Wenn es ihm nicht gelang, sie abzuschütteln, waren Nicole Duval und Bill Fleming unweigerlich verloren, denn dann konnte er nichts mehr für sie tun. Atemlos kreiselte Zamorra herum. Die jämmerliche Sonne warf von den Mongolen graue Schatten auf den Felsen. Der Professor riß blitzschnell das Hemd auf. Er hoffte auf die Kraft seines silbernen Talismans.

Die Tataren machten noch einen federnden Sprung.

Sie schwangen ihre Schwerter hoch. Da traf sie das blitzende Reflexlicht des Amuletts. Zuerst den einen, dann den anderen. Mitten in die grauenerregende Fratze. Wenn Zamorras silberner Talisman auch nicht voll zur Wirkung kommen konnte, so gelang es dem magischen Anhänger doch, die Mongolen zu stoppen und für einen kurzen Moment zu verwirren.

Diese wertvollen Sekunden nützte Professor Zamorra geschickt.

Blitzschnell riß er das Bein hoch. Er schoß einen Tritt auf den Tataren ab, der dicht vor ihm stand und den Arm schützend vor die Augen gehoben hatte. Zamorras Fuß traf den Kerl voll am Brustbein.

Der Mongole kippte mit einem krächzenden Schrei nach hinten weg, fiel, überschlug sich mehrmals und stürzte über sämtliche Felsen, die er hochgehetzt war, wieder hinunter.

Mit dem zweiten Tataren verfuhr Zamorra genauso.

Jetzt hatte er den kleinen Vorsprung, den er brauchte, um sich ganz schnell in Sicherheit zu bringen. Unten tobten die Knochenmänner des Khan. Zu viert kletterten sie nun über die Felsen. Zamorra wirbelte wie von der Natter gebissen herum. Mit brennenden Lungen erklomm er die Steigung. Pfeile umschwirrten ihn. Zu kurz geschleuderte Lanzen klapperten hinter ihm auf die Gesteinsrücken.

Geduckt und unbeirrbar setzte Zamorra seinen anstrengenden Weg fort.

Er zog den Kopf ein und schlug immer wieder Haken, um den Verfolgern kein gutes Ziel zu bieten. Keuchend verschnaufte er hinter einem mannshohen Felsen. Er schaute zurück. Die Mongolen kletterten mit allen vieren. Zamorra stellte fest, daß sich der Felsen, hinter dem er sich verborgen hatte, bewegte.

Das machte er sich sogleich zunutze.

Er stemmte sich atemlos gegen das Gestein, kippte es über die schmale Fläche, auf der es aufgesessen hatte…

Und der Felsen donnerte mit vernichtendem Tempo auf die Tataren zu.

Der Felsblock riß sie mit sich, ehe sie sich vor ihm in Sicherheit bringen konnten. Zamorra nahm sich nicht die Zeit, zu sehen, was nun weiter geschah. Er hastete mit schmerzenden Gelenken weiter, immer höher hinauf in die karstige Gesteinsregion, wo es Hunderte von Möglichkeiten gab, sich vor den Tataren zu verstecken.

Sie suchten ihn mit der Nervosität von geifernden Jagdhunden.

Zwei von ihnen kamen Zamorras Versteck – in das er sich mit vibrierenden Nerven hineingepreßt hatte – so nahe, daß er dachte, nun würden sie ihn entdecken. Doch da wurden die beiden von ihren Gefährten gerufen.

Sie wandten sich um und entfernten sich mit raschen Schritten.

Zamorra wagte trotzdem noch eine ganze Weile nicht aufzuatmen.

Erst als die Mongolen sich fluchend zurückzogen, entspannte sich der Professor langsam.

Eine unvorhergesehene Situation war eingetreten.

Nicole Duval und Bill Fleming befanden sich in der Gewalt der Tataren. Für Professor Zamorra stand fest, daß er die beiden nicht im Stich lassen würde. Fiebernd überlegte er, wie er ihnen helfen konnte, ohne selbst von den Mongolen gefaßt zu werden…

***

Chana küßte Parandeh leidenschaftlich auf den Mund. »Ich liebe dich, Tehar. Ich liebe dich so sehr, wie ich noch niemals geliebt habe. Kein Mann hat jemals eine so wilde Leidenschaft in mir entfacht. Wenn deine Finger mich berühren, glaube ich, vor Wonne zu vergehen.«

Parandeh erwiderte Chanas Kuß. »Das Schicksal hat es gut mit uns gemeint. Es hat zwei Menschen zusammengebracht, die – seit ihrer Geburt – zusammengehörten.«

Sie lagen beide in Chanas schmalem Bett. Hamad schlief nebenan.

Parandeh hatte gewartet, bis die regelmäßigen Atemzüge des Komplizen zu vernehmen gewesen waren, und hatte sich dann zu Chana herübergestohlen, die sehnsüchtig auf ihn gewartet hatte, wie es am Tage abgemacht worden war.

»Nie im Leben hätte ich gedacht, daß ich hier oben, in dieser armseligen Einsamkeit, das große Glück finden würde«, sagte Parandeh, während seine Hände zärtlich die samtweiche Haut des hübschen Mädchens streichelten.

Chana umklammerte mit ihren nackten Armen seinen Nacken und flüsterte: »Versprich mir, daß du mich nie mehr verlassen wirst, Tehar.«

»Ich verspreche es, Chana. In diesen wenigen Tagen, die wir uns

kennen, bist du zu meiner Seele geworden. Wie sollte ich mich jemals von meiner Seele trennen können?«

Seine Hände liebkosten sie weiter, und er fühlte, wie sie unter den zärtlichen Schmeicheleien seiner schlanken Finger erbebte. Ehe sie erneut den Verstand verlor, legte sie beide Hände auf seine behaarte Brust und drückte ihn sachte von sich.

»Was hast du?« fragte Parandeh erstaunt.

»Ich möchte jetzt vernünftig sein, Tehar.«

»Wozu? Die Nacht ist zu schön, um ungenützt zu bleiben.«

»Wir haben sie bereits genützt.«

»Ich bin noch nicht satt«, murmelte Parandeh grinsend und versuchte sich auf Chana zu schieben, doch sie ließ es nicht zu.

»Bitte, Tehar!« sagte sie ernst. »Wir müssen miteinander reden. Jetzt gleich. Wir müssen über unsere Zukunft sprechen. Es ist wichtig.«

»Unsere Zukunft wird der Himmel auf Erden sein«, sagte Parandeh schmunzelnd.

»Hast du den Mullah vergessen?«

Tehar Parandeh zuckte hoch. Trotz der Dunkelheit konnte Chana seine Augen blitzen sehen. »Was ist mit dem Mullah?« fragte er beunruhigt.

»Ich war heute in seinem Haus«, sagte Chana leise. »Ich habe ihn nicht aus freien Stücken aufgesucht. Er hat mich zu sich befohlen.«

Parandehs Züge wurden hart. »Was wollte er von dir?«

»Er wird übermorgen das Dorf verlassen, Tehar.«

»Und?«

»Du weißt doch, er ist der Vertreter des Staates hier bei uns. Er wollte von mir hören, welche Männer ich in meinem Haus aufgenommen habe. Ich sagte ihm, es wären Freunde aus Teheran. Gute Bekannte, die mir in der fernen Stadt sehr geholfen haben. Doch der Mullah ist ein kluger Mann. Er läßt sich nicht so leicht hinters Licht führen. Man hat ihm erzählt, wie ihr ausgesehen habt, als ihr hier ankamt. Er weiß von Tabes gebrochenem Bein. Er reimt sich einiges zusammen, wie du dir denken kannst. Ich bin sicher, er wird sich nach euch erkundigen. Und wenn er erfährt, daß ihr entsprungene Häftlinge seid, wird er mit Polizisten zurückkommen.«

»Hat er das gesagt?« fragte Parandeh heiser.

Chana schüttelte den Kopf. »Nicht direkt. Aber er hat es versteckt angedeutet, und er hat keinen Zweifel darüber offengelassen, daß er etwas unternehmen wird.«

Parandeh knirschte mit den Zähnen. »Und ich dachte, meine Flucht wäre hier zu Ende.«

Chana küßte ihn.

Er fragte: »Kann man den Mullah nicht irgendwie…? Na, du weißt schon.«

»Der Mullah ist unbestechlich. Ein aufrechter Mann, der für die Wahrheit durchs Feuer geht. Man müßte ihn umbringen…«

»Das wäre auch keine Lösung für uns«, sagte Parandeh bitter.

»Wir dürfen unser Glück nicht auf den morschen Grund eines Blutverbrechens stellen, Chana. Dazu haben wir kein Recht.«

»Das ist auch meine Meinung, Tehar, deshalb werden wir das Dorf verlassen.«

Parandeh hielt den Atem an. »Du willst das alles hier aufgeben?«

»Was ist es schon? Eine armselige Lehmhütte und ein paar Tiere«, sagte Chana flüsternd. »Ich tausche das alles gern gegen eine Liebe ein, die mich zur glücklichsten Frau dieser Welt macht. Hinter meinem Haus warten zwei Esel, Tehar. Sie werden uns auf ihren Rücken tragen, wohin wir wollen.«

Flucht, dachte Parandeh verdrossen. Wieder Flucht. Würde er sein Leben lang immer wieder vor irgend jemandem fortlaufen müssen?

Hier war es der Mullah. Anderswo würde es vielleicht ein neugieriger Nachbar sein. Und eine Station weiter… o Allah, was würde danach kommen? Was würde geschehen, wenn er des Fliehens müde geworden war?

Parandeh wies mit dem Daumen zum angrenzenden Raum. »Und was wird aus Tabe?«

»Tabe wird hierbleiben.«

»Wenn der Mullah mit den Polizisten zurückkommt…«

»Wird man Tabe Hamad festnehmen«, sagte Chana emotionslos.

»Denk nicht mehr an ihn, Tehar. Wichtig sind nur wir beide. Wir müssen auf uns sehen. Wir können uns unmöglich auch noch um Tabe kümmern. Ich besitze nur zwei Esel… also kann Tabe Hamad nicht mitkommen. Außerdem möchte ich nicht, daß er mit uns kommt. Du kennst ihn. Er hat kein Gewissen, keinen sauberen Charakter. Hast du dir seine Augen angesehen? Er haßt uns, weil wir uns lieben. Tabe ist ein Mensch, der vor nichts zurückschreckt, wenn es ihm einen Vorteil bringt. Er hat einen Revolver, und ich habe Angst, daß er ihn eines Tages auf dich richten wird … Er glaubt, immer noch ein Recht auf mich zu haben.«

»Unsinn, Chana. Er weiß, daß das, was in Teheran zwischen euch war, vorbei ist. Tabe ist nicht dumm.«

»Kenne ich die Menschen wirklich so viel besser als du, Tehar?« fragte Chana aufgeregt. »Tabe Hamad ist nicht und war niemals dein Freund.«

»Das weiß ich. Aber daß er mich deinetwegen umbringen möchte…«

»Wir sollten nicht darauf warten, bis es passiert, Tehar. Wir sollten klug sein und beizeiten danach trachten, daß uns Tabe Hamad nicht gefährlich werden kann. Gib deine Zustimmung, Tehar. Sag, daß du mit mir von hier fortgehen wirst.«

Parandeh seufzte schwer. »Na schön«, sagte er leise.

Dafür küßte ihn Chana mit heißen Lippen. »Ohne Tabe.«

»Ohne Tabe«, sagte Parandeh. »Und wann?«

»Noch in dieser Nacht. Kurz bevor der Morgen graut.«

»So soll es geschehen«, sagte Parandeh, und dann schlang er noch einmal seine kräftigen Arme um das Mädchen, das er mehr liebte als sein Leben.

Daß Tabe Hamad ihr Gespräch nebenan mit wutverzerrtem Gesicht belauscht hatte, wußten sie beide nicht…

***

Eine Legion von Zelten ragte vor Nicole Duval und Bill Fleming auf.

Jenes Zelt, vor das man die beiden nun schleppte, glänzte golden, war das größte von allen, glich einem kleinen Palast und war kunstvoll bestickt und reichlich verziert.

Es war das Zelt des Khan.

Von allen Seiten drängten die Mongolen heran. In ihren grauenerregenden Augen lag unverhohlener Haß. Nicole und Bill waren von kräftigen Tataren flankiert, die sie mit festem Griff umfaßt hielten und ihnen keine Chance ließen, sich loszureißen.

Ein bösartiges Knurren ging durch die Reihen der Tataren. Ihre Knochenhände lagen auf den Griffen der Säbel. Eine lebende Wand prunkvoll gekleideter Gestalten bildeten sie, mit häßlichen, mumifizierten Gesichtern, die eine dämonische Kraft vor dem totalen Verfall bewahrte.

Zwei kräftige Arme schlugen den Zeltstoff auseinander und öffneten so den Eingang.

Plötzlich verstummten die Mongolen. Sie senkten ihre schrecklichen Häupter und grüßten auf diese Weise ihren grausamen Herrscher. Bill Fleming stockte der Atem, als er Dschingis Khan aus seinem Zelt treten sah. Furchterregender als er sah keiner seiner Männer aus.

Er war groß, trug einen goldenen Mantel, Stiefel aus Elchleder, die reich mit Ornamenten verziert waren.

Sein schäbiges Gesicht war zu einem teuflischen Grinsen verzerrt.

Breitbeinig blieb er vor den Gefangenen stehen. Seine knöcherne Brust wölbte das gepanzerte Hemd. Die graue Lederhaut seines mumifizierten Antlitzes knisterte, als er den scheußlichen Mund auftat und ein feindseliges, höhnisches Lachen hören ließ, das wie das Knurren eines hungrigen Steppenwolfs klang.

Nicole Duval spürte dicke Hagelschauer über ihren Rücken rollen.

»Narren!« schrie Dschingis Khan mit einer Stimme, die bis in die Unendlichkeit dröhnte. »Elende Narren!«

Nicoles Herz schlug unregelmäßig. Sie schaute zu Bill. Der Amerikaner schien verbissen seine Furcht niederringen zu wollen. Bills

Kopf war trotzig gehoben, das Kinn keck vorgeschoben.

Er wollte dem Herrscher der Mongolen zeigen, daß er ihn nicht fürchtete.

»Ihr seid verrückt!« brüllte Dschingis Khan mit seiner entsetzlich lauten Stimme. »Verrückt, sich bis hierher vorzuwagen!«

Bill raffte all seinen Mut zusammen und schrie zurück: »Ebenso verrückt wie du, der es gewagt hat, auf die Erde zurückzukehren!«

Die Tataren trauten ihren Ohren nicht.

Dieser Kerl hatte es doch tatsächlich gewagt, dem Khan zu widersprechen. Der Mongolenherrscher stieß einen wütenden Fauchlaut aus. Seine Hand schnellte vorwärts. Der knöcherne Finger wies auf die Brust des Historikers.

»Du denkst wohl, mich nicht fürchten zu müssen!«

»Ich fürchte niemanden. Nicht einmal den Satan!« gab Bill mit heiserer Stimme zurück. O Himmel, es war gelogen. Jedes Wort war eine infame Lüge. Er hatte höllische Angst. Mehr Angst, als er je in seinem Leben gehabt hatte. Doch das wollte er hier vor diesen schrecklichen Gestalten nicht eingestehen.

Dschingis Khan stieß ein spöttisches Lachen aus. »Du bist sehr mutig.«

»Allemal noch so mutig wie deine Männer!« schrie Bill.

»Ich bin sicher, du kannst ebenso viele Schmerzen wie sie ertragen!«

»Es gibt nichts, das ich nicht besser könnte als deine verdammten Tataren!« behauptete Bill zornig. Schweiß floß ihm über den Körper.

Er bebte innerlich. Äußerlich aber zwang er sich zur Ruhe, und Nicole war verblüfft, wie gut ihm das gelang. Sie wußte, weswegen er sich mit dem Mongolenführer anlegte. Er wollte damit die ganze Wut des Khan auf sich lenken, setzte sein Leben aufs Spiel, um sie, Nicole, zu beschützen.

Dschingis Khan zischte vor Zorn. »Wie kannst du dich erdreisten, dich mit meinen Männern zu vergleichen?« brüllte er, und ein schwefelhaltiger Brodem flog aus seiner Kehle. »Fünfzig Peitschenhiebe werden ihm klarmachen, daß er einem Tataren nicht einmal das Wasser reichen kann!«

Auf einen herrischen Wink schleppte man Fleming fort.

»Nein!« schrie nun Nicole verzweifelt. »Laßt ihn in Ruhe! Das dürft ihr nicht tun!«

Der Khan lachte schaurig. »Es wird noch viel Schlimmeres mit ihm geschehen. Und mit dir auch!«

***

Tabe Hamad verarbeitete das Gehörte umgehend.

Er mußte umdisponieren. Chana und Parandeh wollten vor dem Morgengrauen das Dorf verlassen. Die beiden verfluchten

Turteltauben. Hamad wollte ihnen dieses Süppchen gründlich versalzen.

Doch zunächst wollte er sich um den Mullah kümmern. Der greise Mann mußte aus dem Weg geräumt werden, damit man keinen weiteren Gedanken mehr an ihn zu verschwenden brauchte.

Zorn ließ Hamads Gesicht zucken.

Er hörte die Geräusche, die Chana und Parandeh machten, und es krampfte ihm das Herz zusammen, weil Chana nicht ihm, sondern seinem Komplicen ihre Gunst schenkte.

Es wird anders werden! dachte Hamad mit gefletschten Zähnen.

Alles wird sich zu meinen Gunsten ändern, doch zuvor müssen zwei Menschen ihr Leben lassen. Liebe sie, Tehar Parandeh! Liebe dieses himmlische Mädchen. Es geschieht zum allerletzten Male.

Atme noch einmal den herrlichen Duft ihres seidigen Haares, aber mach schnell, denn du hast nicht mehr allzuviel Zeit.

Wütend verließ Hamad sein Bett.

Chana und Parandeh waren so sehr mit sich beschäftigt, daß sie ihn nicht zum Fenster humpeln hörten. Die Schiene, die ihm Tehar Parandeh aus Holz gemacht hatte, war ebensogut wie ein vom Arzt angelegtes Gipsbein.

Hamad konnte damit wunderbar gehen.

Er tastete nach seinem Revolver. Natürlich wollte er den Mullah in seinem Haus nicht erschießen, denn der Knall hätte das ganze Bergdorf aus dem Schlaf gerissen.

Er nahm die Waffe nur sicherheitshalber mit.

Sie verlieh ihm das Gefühl einer unantastbaren Überlegenheit, das er genoß und in sich hineintrank, wie schweren, berauschenden Wein. Leise näherte er sich dem offenen Fenster.

Draußen lag eine düstere, stille, friedliche Nacht.

Hamad lachte in sich hinein.

Er würde nicht viel Arbeit mit dem Mullah haben. Es ist nicht schwer, einen alten Mann im Schlaf zu töten. Das Kopfkissen aufs Gesicht pressen – einige wenige Minuten warten… und die Geschichte würde gelaufen sein.

Und danach…

Danach kam Tehar Parandeh dran!

***

Die Tataren hatten Bill das Hemd vom Leib gerissen, hatten ihn in den Staub geworfen, und nun klatschten die fünfzig Schläge der langen, pfeifenden Lederpeitschen auf seinen breiten nackten Rücken.

Nicole zuckte bei jedem Schlag so heftig zusammen, als hätten die Peitschen nicht Bill, sondern sie getroffen. Fleming hielt sich großartig. Er preßte die Zähne fest zusammen. Kein Schrei drang über

seine zuckenden Lippen.

Er wollte dem Khan diesen Triumph nicht gönnen.

Sein Rücken brannte wie Feuer. Er spürte, wie sich auf seiner Haut dicke Striemen bildeten. Mit trommelndem Herzen zählte er die Schläge mit. Doch als die Hiebe über die fünfzehn hinausgingen, verlor er die Übersicht.

»Aufhören!« schrie Nicole Duval wütend. Sie versuchte, sich von den Mongolen, die sie festhielten, loszureißen. Sie warf sich zwischen den widerlichen Kerlen hin und her, doch die Hände der Männer waren fest und unnachgiebig wie Schraubstockbacken. »Genug!« kreischte das Mädchen verzweifelt. »Es ist genug!«

»Weiter!« befahl Dschingis Khan mit donnernder Stimme.

»Fester!«

Und seine Männer holten weiter aus und schlugen fester zu.

»Du grausames, herzloses Scheusal!« schrie Nicole Duval außer sich vor Zorn.

Dschingis Khan lachte sie aus.

»Du gottverdammter Tatarenteufel!« schrie Nicole in blindwütigem Haß. Sie hätte alles hergegeben, wenn sie dafür Dschingis Khan hätte töten dürfen. Jedes Wort, das ihm Nicole in die häßliche Fratze schrie, war ein Lob für den Mongolenherrscher.

Endlich sauste der fünfzigste Schlag auf Flemings Rücken. Der letzte Hieb warf den Amerikaner nach vorn. Er landete ächzend auf dem Gesicht. Sein Rücken war eine einzige große, schmerzende Fleischwunde. Ein heftiger Schüttelfrost packte den Historiker. Man ließ ihn die furchtbaren Schläge nicht verdauen. Kräftige Arme erfaßten ihn und rissen ihn auf die Beine.

»Weiter!« rief Dschingis Khan seinen Männern zu. »Wir sind mit ihm noch nicht fertig.«

»Was wollt ihr ihm noch antun?« rief Nicole entsetzt. Zorntränen füllten ihre hellen Augen.

»Zwölf meiner besten Bogenschützen werden ein Zielschießen auf ihn veranstalten!« sagte Dschingis Khan hart.

»Du bist schlimmer als der Satan!« kreischte Nicole.

»Und du wirst ihm dabei Gesellschaft leisten!« knurrte der Khan.

Seinen Männern befahl er: »Bindet die beiden an die Pfähle!« Man schleppte Bill und Nicole fort. Die Mongolen folgten ihnen murmelnd. Keiner von diesen grausamen Teufeln wollte sich dieses Schauspiel entgehen lassen.

Im Nu waren Nicole und Bill festgebunden. Das kalte Holz kühlte Flemings brennende Wunden. Die zwölf Bogenschützen nahmen Aufstellung. Sie holten ihre Pfeile aus dem Köcher und legten sie auf die Sehne.

Ihre Fratzen waren dem Khan zugewandt.

»Diese Männer werden euch mit ihren Pfeilen spicken, daß ihr wie Stachelschweine ausseht!« rief Dschingis Khan vergnügt. Er hob den Arm. Die Schützen spannten die Bogensehnen. In diesem schrecklichen Moment begriffen Nicole Duval und Bill Fleming, daß sie mit ihrem Leben abzuschließen hatten.

***

Zamorra standen die Haare zu Berge, als er sah, was geschehen sollte.

In einer Koppel standen zahlreiche Pferde. Eines davon holte sich der Professor. Keiner der Mongolen bemerkte ihn. Alle wollten bei dem grausamen Schauspiel dabeisein, das seinen Anfang nehmen würde, sobald Dschingis Khan seinen hochgehobenen Arm sinken ließ.

Zamorra schwang sich in den Sattel des Tieres und jagte los.

Er preschte direkt auf die Tatarenmenge zu. Die Horrorgestalten sausten wie aufgescheuchte Hühner zur Seite. Diejenigen, die nicht schnell genug waren, ritt Zamorra eiskalt nieder. Hinter ihm schloß sich der Mongolenring sofort wieder. Dem Professor war klar, daß es nur noch eine Chance für ihn und seine Freunde gab, von hier fortzukommen: er mußte Dschingis Khan töten.

Der Khan warf sich mit ausgestreckten Armen dem heranstürmenden Pferd entgegen. Er faßte in die Zügel und brachte das Tier mit einem wilden Ruck zum Stehen.

Zamorra schnellte aus dem Sattel.

Der Dämon starrte den Professor mit abgrundtief böse funkelnden Augen an.

»Laß uns beide diese Sache austragen, Dschingis Khan!« keuchte der Parapsychologe herausfordernd.

Die Knochenmänner wollten sich auf Zamorra stürzen.

Da schrie der Professor: »Was ist, Temudschin? Bist du so feige, daß du dich hinter deinen Männern verstecken mußt?«

Dschingis Khan warf erneut den Arm hoch. Seine Männer blieben wie angewurzelt stehen. »Du willst einen Zweikampf?« fragte der grausame Mongolenherrscher verächtlich.

»Ja«, antwortete Zamorra hart. »Ich weiß, daß du diese Herausforderung nicht ablehnen kannst!«

Dschingis Khan hob den Kopf. »*Kann* ich nicht?«

»Deine Männer würden dich für einen feigen Schakal halten. Sie würden jede Achtung vor dir verlieren. Du mußt diese Herausforderung annehmen!«

Der Khan schwieg.

Zamorra schwitzte Blut. Wenn der Mongolenführer den Zweikampf nicht akzeptierte, konnte ihnen nur noch ein Wunder helfen.

Nervös schaute der Professor dem mächtigen Temudschin in die

schrecklichen Augen. Wofür würde sich der Dämon entscheiden?

Ringsherum herrschte eine gespannte Stille.

Endlich nickte Dschingis Khan. »Nun gut!« knurrte er ganz hinten in seiner dürren Kehle. »Ich will deine Herausforderung annehmen!«

Zamorra grinste eiskalt. »Ich habe nichts anders erwartet.«

»Gebt ihm ein Schwert!« rief Dschingis Khan seinen Männern zu.

»Ich will diesem Wahnsinnigen eine tödliche Lektion erteilen!«

***

Hamad glitt aus dem Fenster.

Sein gesundes Bein tastete nach dem Boden. Dann stellte er das andere daneben. Wo das Haus des Mullah war, wußte er. Schnell humpelte er zwischen den eng gesetzten Häusern hindurch. Chana und Parandeh hatten keine Ahnung, daß er das Haus verlassen hatte.

Später, wenn der Mullah nicht mehr lebte, wollte er auf demselben Weg in Chanas Haus zurückkehren, und kein Mensch würde ihm den Tod des Mullah in die Schuhe schieben können.

Am tintigen Nachthimmel funkelten helle Sterne. Der Mond warf einen finsteren Schatten zwischen die Häuser. Hamad blieb kurz stehen. Er lauschte. Das Dorf schlief.

Und einer würde aus diesem Schlaf nicht mehr erwachen…

Humpelnd, jedoch ohne ein verräterisches Geräusch zu verursachen, erreichte Hamad das Haus des Mullah. Die Tür war nicht abgeschlossen. Keine Tür in diesem Dorf war nachts versperrt. Die Dorfbewohner hatten Vertrauen zueinander. Nur wenn Fremde ankamen, verbarrikadierten sie ihre Eingänge.

Lautlos zog Hamad die Tür auf.

Er trat in das Haus des Alten, war auf dem Weg, ein perfektes Verbrechen zu begehen. Morgen früh würde man den Mullah tot in seinem Bett auffinden. Man würde denken, das alte Herz hätte einfach zu schlagen aufgehört. Keiner dieser einfältigen Gimpel, die hier wohnten, würde auf den Gedanken kommen, der greise Mann könnte ermordet worden sein.

Die Uhr des Alten war eben abgelaufen…

Hamad versuchte sich in der Dunkelheit zu orientieren. Ein teuflisches Grinsen huschte über sein Gesicht, als er das laute Schnarchen des Alten vernahm.

Mit sorgsam gesetzten Schritten ging er auf dieses Geräusch zu. Er gelangte in einen großen Raum, in dem der Mullah wohnte, arbeitete und schlief. Hier empfing er die Dorfbewohner, um mit ihnen über ihre Probleme zu sprechen und ihnen Rat zu geben, wenn sie darauf Wert legten…

Hamad entdeckte die schlanke Gestalt des Alten.

Er humpelte auf den greisen Mann zu.

Da gewahrte er plötzlich hinter sich eine blitzschnelle Bewegung.

Erschrocken und verwirrt fuhr Hamad herum. Mit gezogenem Schwert kam ein Mongole auf ihn zu.

Hamad stockte der Atem.

Ein Mongole im Haus des Mullah. Gütiger Himmel, was ging hier vor? Der grausame Knochenmann holte kraftvoll mit dem Schwert aus. Der Tatar gehörte der Vorhut an, die Dschingis Khan ins Elbursgebirge gesandt hatte, damit sie seinen Horden die Wege ebnete.

Als die lähmende Schrecksekunde vorbei war, zuckte Tabe Hamads Hand zum Revolver…

***

Schüsse zerrissen die Stille der Nacht.

Chana und Parandeh schnellten im Bett hoch. Sie hörten heiseres Weibergeschrei. Parandeh sprang hastig in seine Kleider. Auch Chana zog sich in großer Eile an. Gemeinsam liefen sie aus dem Haus.

Jemand schrie, die Schüsse wären im Hause des Mullah gefallen.

Von überallher huschten dürftig bekleidete Gestalten heran.

»Komm!« sagte Parandeh aufgeregt. »Wir sehen, was da los ist. Vielleicht braucht der Mullah Hilfe.«

So ist er, dachte Chana, so ist Parandeh. Er hilft dem Mullah, obwohl der ihn der Polizei übergeben will.

Parandeh riß das Mädchen mit sich durch die Gasse.

Plötzlich ein unmenschlicher Schrei. Die Tür vom Haus des Mullahs flog krachend auf. Erstarrt hielten die Dorfbewohner den Atem an. Hamad humpelte heraus, in der rechten Hand den leergeschossenen Revolver.

Und aus seiner Brust ragte ein Mongolenschwert, dessen Spitze seinen Leib durchbohrt hatte.

Blut quoll aus seinem schmerzverzerrten Mund. Als seine glasigen Augen Chana und Parandeh erblickten, wankte er auf sie zu, doch er erreichte sie nicht mehr.

Ein heftiger Ruck ging durch seinen tödlich getroffenen Körper.

Er war nicht mehr in der Lage, einen weiteren Schritt zu machen.

Der Revolver entfiel seinen kraftlosen Fingern, er brach in die Knie, kippte zur Seite und starb, ehe sein Kopf auf dem felsigen Boden aufschlug.

Doch damit nahm das Grauen erst seinen Anfang.

Plötzlich tauchten überall zwischen den Häusern Mongolen auf.

Parandeh schnürte eine unsichtbare Faust die Kehle ab. Die Dorfbewohner stimmten ein hysterisches Geschrei an. Sie versuchten zu fliehen, doch alle Wege waren von den grausamen Tataren verstellt.

»Wir sind verloren«, sagte Tehar Parandeh, und er wunderte sich darüber, daß ihm dieser Satz so leicht über die Lippen ging. Er hatte keine Angst vor dem Tod. Langsam kamen die Knochenmänner näher. Er schaute ihnen entgegen und fürchtete sich nicht.

Chana krallte ihre zitternden Finger in sein Fleisch. Sie schluchzte leise.

»Hab keine Angst«, sagte Parandeh zu ihr. Er nahm sie fest in seine Arme. »Wir werden zusammen sterben…«

***

Die Tataren hatten einen großen Kreis um Dschingis Khan und Zamorra gebildet.

Bill Fleming und Nicole Duval interessierten sie nicht mehr. Alle wollten den Zweikampf miterleben. Kein einziger Mongole zweifelte daran, daß Dschingis Khan seinen Gegner besiegen würde.

Der Khan und Zamorra hatten in der Mitte des Kreises Aufstellung genommen. Bill Fleming, dessen Rücken brannte, als würde jemand die Flamme einer Lötlampe darüberlecken lassen, versuchte verbissen, die Fesseln abzubekommen. Sollte ihm das gelingen, konnte er Nicole befreien, ohne daß es die Tataren, die ihnen alle den Rücken zuwandten, bemerkten…

Dschingis Khan legte mit einer beispiellosen, beängstigenden Wildheit los.

Seine ersten Hiebe drängten Zamorra bereits in die Defensive. Nicole Duval biß sich vor Angst um den Professor die Lippen blutig.

Zamorra war zwar mutig, und er war ausgebildet in Karate, Boxen und noch einigen Kampfsportarten mehr, doch er vermochte das Tatarenschwert nicht so vortrefflich zu führen wie Temudschin, der mit einem solchen Schwert in der Faust zur Welt gekommen war.

Wüste Schreie ausstoßend, griff der Mongolenherrscher an.

Zamorra parierte die gewaltigen Schläge mit größter Mühe. Es war nur seiner unwahrscheinlichen Wendigkeit zuzuschreiben, daß der Khan ihm noch keine schwere Verletzung beibringen konnte.

Nicoles Herzschlag beschleunigte sich.

Es war Wahnsinn, worauf sich Zamorra da eingelassen hatte. Das konnte nicht gutgehen. Nie im Leben war Zamorra diesem tobenden Teufel gewachsen.

Dschingis Khan vollführte einen höllischen Tanz um den Professor. Immer wieder attackierte er ihn mit schweren Hieben und kraftvollen Stößen.

Nur selten gelang es Zamorra, einen Gegenangriff zu starten. Zumeist blieben die Attacken des Professors bereits in den Ansätzen stecken.

Zamorra kämpfte mit dem Herz eines Löwen, und er versuchte sein Amulett einzusetzen, indem er sein Hemd über der Brust

auseinanderriß, doch der silberne Talisman vermochte die ungeheure Kraft des grausamen Wüstlings nicht zu brechen.

Mehr und mehr kam der Professor in Bedrängnis.

Die Mongolen feuerten ihren Herrscher brüllend an. Nicole konnte nicht mehr länger zusehen. Sie schloß entsetzt die Augen und drehte den Kopf schluchzend zur Seite.

Keine Chance! schrie es in ihr. Er hat keine Chance gegen diesen wilden Teufel. Diesmal hat Zamorra zuviel gewagt. Wir werden sterben. Alle drei!

Bill Fleming kämpfte verzweifelt gegen die Ohnmacht an, die ihn am Pfahl zusammensacken lassen wollte. Er atmete heftig, um die Lungen mit Sauerstoff vollzupumpen.

Seine wundgescheuerten Hände versuchten immer noch von den widerstandsfähigen Lederriemen freizukommen. Vorhin hatte es einen kleinen Ruck gegeben.

Nun schnürten ihm die Riemen die Gelenke nicht mehr so straff ab, das gab ihm neue Hoffnung, an die er sich, wie ein Ertrinkender an den Halm, klammerte.

Nicht aufgeben! sagte er sich gehetzt. Nur nicht schlappmachen!

Du hast vielleicht noch eine Chance, wenn du freikommst!

Zwei Schritte von Bill entfernt stand die letzte Reihe des Mongolenringes. Bill sah den Bogen, der ihm aus dem Lederfutteral des Tataren entgegenragte. Und im Köcher steckten zehn Pfeile oder mehr.

Verdammt, wenn er an die nur herankommen könnte.

Ein entsetzlicher Jubelschrei ging durch die Menge. Klirrend prallten die Schwerter aufeinander. Zamorra konnte den Hieb nicht stehend durchdrücken.

Er stolperte zudem über einen Stein, als er die Vehemenz des Gegners mit einem schnellen Rückwärtsschritt auspendeln wollte. Heisere Mongolenkehlen stimmten ein Triumphgeheul an, als Zamorra stürzte.

Dschingis Khan trat dem Professor das Schwert aus der Faust. Zamorra lag schwer atmend auf dem Boden. Der grausame Mongolenherrscher stand mit hochgehobenem Schwert über ihm…

In diesem Moment schaffte es Bill Fleming, die Fesseln abzustreifen.

Gleichzeitig holte Dschingis Khan mit dem Kampfschrei der Mongolen, der Zamorra das Blut in den Adern gefrieren ließ, zum vernichtenden Todesstoß aus.

Da riß Bill Fleming dem Tataren, der vor ihm stand, gehetzt den Bogen aus dem Futteral. In Gedankenschnelle warf er einen Pfeil auf die Sehne. Er spannte den Bogen und schoß.

Zischend sauste der Pfeil ab.

Als würden die Mächte des Himmels ihn lenken, flog er haargenau auf Dschingis Khan zu. Temudschins Schwert wollte auf Zamorra

herabsausen, doch der Pfeil war schneller.

Die metallene Spitze bohrte sich quer durch Dschingis Khans Hals.

Der Mongolenherrscher stieß einen schaurigen Schrei aus. Das Schwert fiel ihm aus der Klauenhand.

Er faßte sich mit beiden Händen an den Hals und wollte sich den Pfeil aus dem trockenen Fleisch reißen. Heulend und röchelnd drehte er sich dabei um die eigene Achse.

Seine stampfenden Schritte wurden immer unsicherer. Schreiend krümmte er sich. Seine Augen versprühten glühende Funken. Aus seinem weit aufgerissenen Rachen stoben grüne Wolken.

Es war der grauenvollste Todeskampf, den Zamorra je gesehen hatte. Er erlebte ihn aus nächster Nähe mit. Dschingis Khans Arme brachen auseinander.

Temudschin sackte neben dem Professor zu Boden. Seine Beine brachen. Auf dem grausigen Torso saß ein schreiender Schädel, der nun ebenfalls Stück für Stück auseinanderbrach.

Atemlos kam Professor Zamorra auf die Beine.

Das Geschrei der Mongolen war verstummt. Dschingis Khan zerfiel zu Staub, sie hatten keinen Anführer mehr. Die Bande, die sie mit ihm verbunden hatten, waren gerissen.

Nun vermochte auch sie nichts mehr aufrecht zu halten.

Einer nach dem andern fiel um wie ein gefällter Baum.

Bill Fleming befreite Nicole.

Plötzlich setzte ein kraftvoller Sog ein. Nicole, Bill und Zamorra wurden von ihm gepackt, durch Raum und Zeit geschleudert und aus der vierten Dimension geworfen.

Das ging so schnell, daß sie kaum zur Besinnung kamen.

Das erste, das Bill Fleming wahrnahm, war, daß er keine Schmerzen mehr hatte. Dann bemerkte er, daß um ihn herum Nacht war. Er sah Nicole. Sie stand neben ihm, und hinter ihr stand Professor Zamorra – und rechts von diesem stand… der Landrover.

***

Im Haus des Mullah erscholl ein gequälter Schrei.

Tehar Parandeh überlegte nicht lange. Er löste sich von Chana und stürmte in das Lehmziegelgebäude. Zwei Mongolen schleppten den alten Mann durch den Raum.

Parandeh stürzte sich auf sie. Er riß einem von ihnen das Schwert aus der Scheide. Daraufhin ließen die Tataren den greisen Mann los und griffen Parandeh an.

Tehar Parandeh trat ihnen in die Bäuche. Er stach mit dem Schwert nach ihren knöchernen Leibern, versuchte ihnen die Schädel entzweizuschlagen.

Er lieferte ihnen einen Kampf auf Biegen und Brechen. Verdattert

verfolgte der Mullah das schreckliche Geschehen. »Raus!« schrie Parandeh mit heiserer Stimme. »Machen Sie, daß Sie rauskommen! Bringen Sie sich in Sicherheit!«

Der Mullah schleppt sich mit müden Schritten hinaus. Sicherheit?

War das dort draußen denn die Sicherheit? Die jammernden Dorfbewohner waren von dreißig Tataren umzingelt.

Parandeh schleuderte einen Gegner zu Boden. »Wehrt euch, Leute!« brüllte er so laut, daß man ihn draußen hören konnte. »Setzt euch gegen diese Teufel zur Wehr! Ihr könnt sie besiegen! Nur Mut! Mut!«

Und er schlug wie von Sinnen auf den Mongolen ein, trieb ihn mit wuchtigen Schlägen durch den Raum und stieß ihn schließlich mit einem triumphierenden Freudenschrei zum Fenster hinaus.

Als die Dorfbewohner den Tataren aus dem Fenster stürzen sahen, faßten sie tatsächlich Mut. Sie formierten sich, drängten die Frauen hinter sich, bildeten einen Wall, der den Mongolen ebenso trotzen wollte, wie es Tehar Parandeh drinnen im Haus des Mullah tat.

Parandeh wandte sich am Fenster um.

Jetzt wollte er sich den anderen Tataren kaufen. Er rannte mit erhobenem Schwert auf den Kerl zu, der sich soeben erhob. Mit einem wuchtigen Streich wollte Parandeh dem Mongolen den Schädel vom Rumpf trennen.

Doch dieser Streich war plötzlich nicht mehr nötig.

Der Tatar stieß einen schaurigen Schrei aus. Er faßte sich mit beiden Händen an den Hals, versuchte – genau wie Dschingis Khan den von Bill Fleming abgeschossenen Pfeil – etwas aus seinem Fleisch herauszureißen, es gelang ihm nicht, und er brach röchelnd nieder.

Fassungslos blickte Parandeh auf den Sterbenden.

Wodurch wurde dieses unselige Leben in diesem Augenblick vernichtet? Körper, Kleider… alles zerfiel vor Parandehs verdattertem Blick zu Staub.

Draußen passierte im gleichen Moment dasselbe.

Welche lobzupreisende Macht hatte diesem armen Dorf in seiner großen Bedrängnis die Rettung gebracht? Die Dorfbewohner dachten, ihr trotziger Wille, sich gegen die Tataren zur Wehr zu setzen, hätte dieses Wunder zuwege gebracht.

Aufgerufen waren sie von Tehar Parandeh zum Widerstand geworden. Er war ihnen ein tapferes, heldenhaftes Beispiel gewesen.

Als er nun bleich aus dem Haus des Mullah trat, sanken sie vor ihm auf die Knie und küßten seine Hände, denn er hatte ihr Dorf – so meinten sie – vor dem drohenden Untergang bewahrt.

Chana lief zu ihm und warf sich ihm schluchzend an die Brust.

»Leben«, stieß sie mit tränenerstickter Stimme hervor. »Tehar, wir dürfen weiter leben.«

Parandeh nickte ergriffen. Er brachte keine Silbe über die Lippen,

und seine Kehle war so trocken wie an jenem Tag, als er mit Hamad den beschwerlichen Aufstieg zu diesem Dorf unternommen hatte.

Tränen in aller Augen.

Und jedermann bedachte Parandeh mit einem dankbaren Lächeln, denn er war ihr Retter. Mit ernster Miene trat der Mullah vor Chana und Parandeh. »Ich danke dir, danke dir für alles, was du getan hast, mein Sohn. Für mich, für das Dorf… Du solltest es zu deiner Heimat machen.«

Parandeh schluckte. »Man sucht mich. Ich bin ein entsprungener Sträfling.«

Der Mullah schüttelte entschieden den Kopf. Der Wind zerzauste seinen langen, grauen Bart. »Einer, der sich so tapfer für seine Mitmenschen einsetzt, kann nichts verbrochen haben, das so schlimm wäre, daß man es ihm nicht verzeihen könnte.«

Chana umklammerte Parandeh, als wollte sie ihn nie mehr loslassen. Tehar strich ihr zärtlich über das schwarze Haar.

»Was hast du getan?« fragte der Mullah.

»Ich habe einen Polizisten verprügelt.«

»Weswegen?«

»Er hat einen Mann geschlagen. Ich wurde wütend, ergriff für den Mann Partei… Mein Jähzorn brachte mir sieben Jahre Zuchthaus ein.«

»Du wirst diese Strafe nicht antreten müssen«, sagte der Mullah ernst. »Du hast ein ganzes Dorf gerettet. Es wäre eine Schaden, wenn man einen solchen Menschen ins Gefängnis stecken würde. Ich werde mich persönlich für dich verwenden, mein Sohn, und ich bin sicher, daß ich eine Begnadigung für dich erwirken kann.«

Chana traute ihren Ohren nicht. »Hast du das gehört?« rief sie lachend aus. »Hast du gehört, was der Mullah gesagt hat? Du mußt nicht ins Gefängnis. Er wird es verhindern. O Tehar, womit habe ich so viel Glück verdient.«

»Man wird die Strafe auf Bewährung aussetzen«, sagte der Mullah.

Chana jubelte vor Freude und küßte den greisen Mann auf beide Wangen.

»Wir werden heiraten, Mullah!« rief Chana so laut, daß alle es hören konnten.

Der alte Mann nickte mit einem zufriedenen Lächeln. »Und ich werde die Eheschließung vollziehen. Gleich nach meiner Rückkehr.«

»Wir können deine Rückkehr jetzt schon nicht mehr erwarten!« sagte Chana lachend.

»Ich werde euch das schönste Geschenk mitbringen, das ihr euch wünschen könnt«, sagte der Greis und legte den beiden seine schmalen Hände aufs Haupt. »Tehars Freiheit.«

***

Benommen tastete Bill Fleming nach seinem Rücken. Sein Oberkörper war zwar nackt, aber die schlimmen Verletzungen, die ihm die Peitschen der Mongolen zugefügt hatten, waren verschwunden.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Bill kopfschüttelnd.

»Alle Pein wurde mit Dschingis Khans Tod von uns genommen«, erklärte Zamorra.

Nicole lehnte sich erschöpft an den Landrover. »Ehrlich gesagt, ich dachte, diesmal würden wir es nicht schaffen.«

Zamorra nickte. »Die Sache hing tatsächlich an einem seidenen Faden. Aber ist es hierbei nicht ähnlich wie bei einem Fußballspiel? Das Ergebnis zählt. Wie man den Sieg errungen hat, das interessiert in ein paar Jahren keinen mehr.«

»*Ich* werde bis an mein Lebensende nicht vergessen, *wie* wir's gemeistert haben, Chef«, stöhnte Nicole.

Sie setzten sich in den Landrover. Fleming schlug sich grinsend auf die Schenkel, daß es klatschte. »Teufel, Teufel, Teufel. Wer hätte das gedacht?«

»Was gedacht?« fragte Zamorra.

»Daß ich dir mal mit einem Tausendguldenschuß das Leben retten würde.«

»Wieso mit einem Tausendguldenschuß?«

»Hast du dir überlegt, was passiert wäre, wenn ich danebengeschossen hätte?«

»Dann würden wir jetzt alle drei nicht in diesem Wagen sitzen«, sagte Zamorra.

Bill startete den Motor und schaltete die Scheinwerfer an. Schmunzelnd fragte er: »Soll ich euch mal etwas ganz Komisches erzählen?«

Er rollte spitzbübisch mit den Augen.

»Was?« fragte Nicole Duval neugierig. Sie beugte sich über die Lehnen der Vordersitze.

»Ich hatte zuvor noch nie einen Bogen in der Hand«, sagte Fleming.

Nicoles Augen weiteten sich. »Das ist nicht wahr!« rief sie verblüfft aus.

Bill hob lachend die rechte Hand. »Ich schwör's!«

Da sagte Professor Zamorra mit einem zufriedenen Grinsen:

»Für's erste Mal hast du deine Sache nicht einmal so schlecht gemacht, mein Junge. Scheinst als Bogenschütze ein echtes verborgenes Talent zu sein. Du solltest das fördern. Mit ein bißchen Training kannst du aus deiner New Yorker Junggesellenwohnung eine Sammelstelle für Wettkampf-Trophäen machen.«

Sie lachten übermütig auf.

Und es war ihnen anzusehen, wie erleichtert und froh sie darüber

waren, daß es die Knochenmänner des Khan dank ihrem Mut und ihrer bedingungslosen Einsatzbereitschaft nun nicht mehr gab.

ENDE